



Der Fantast

UND DIE LETZTEN VISIONEN

MICHAELA GÖHR

Michaela Göhr

**Der Fantast
und die letzten Visionen**

Band 5



Urban-Fantasy-Roman

Leseprobe

Zur Autorin

1972 geboren und aufgewachsen in einer sauerländischen Kleinstadt studierte sie nach dem Abitur Sonderpädagogik, arbeitet seit vielen Jahren an einer Förderschule Sehen und lebt mit Mann und Kind gegenüber ihres Elternhauses. Das Schreiben begann sie schon in ihrer Kindheit, wo sie ihre Gedanken in Gedichten, Liedern und kurzen Geschichten ausdrückte. Ihre Leidenschaft für längere Texte fand sie jedoch erst vor kurzer Zeit - die Fantasy-Reihe um die Figur des Fantasten ist ihr Debüt im Bereich der Romane.

Dank

Ich danke Elisabeth Marienhagen für die aufmerksame, kritische Begleitung bei der Entstehung des Manuskripts sowie Gabriela Anwander und Susanne Esch für ihre hilfreichen Hinweise und wertvollen Tipps. Kathyjana Simons von Coverdesign Epic Moon hat auch dieses geniale Cover entworfen - dafür ebenfalls meinen allerherzlichsten Dank!

Die Reihe umfasst folgende Bände:

- ❖ Der Fantast (Band 1)
- ❖ Der Fantast und das Erbe der Ra (Band 2)
- ❖ Der Fantast und die Macht der Gedanken (Band 3)
- ❖ Der Fantast und das Apokryptikum (Band 4)
- ❖ Der Fantast und die letzten Visionen (Band 5)

Alle Bände sind sowohl als Taschenbuch als auch als eBook erhältlich (siehe letzte Seiten).

träume
von licht
erhellen
unsere nacht

visionen
einer besseren welt
tragen
unerträgliches

helfen dort
wo kein schritt mehr
möglich scheint

geben uns
flügel.

Letzte erste Worte

Mein erster Versuch, diese Welt endgültig zu verlassen, scheiterte kläglich an der Tatsache, dass ich weiterhin gebraucht wurde. Und das, obwohl ich es großspurig öffentlich verkündet hatte! Ihr fragt euch zu Recht, warum ich es an dieser Stelle noch einmal erwähne, wo es doch mein Schicksal zu sein scheint, bis zum bitteren Ende durchzuhalten.

Nun, ihr könnt mir glauben, dass ich den gleichen Fehler nicht zweimal begehe und mir diesmal absolut sicher bin. Dies sind tatsächlich meine letzten Worte. Zumindest die letzten, die je ein Mensch von mir lesen wird.

Um ehrlich zu sein, war mir mein Irrtum so peinlich, dass ich allein aus diesem Grund am liebsten darauf verzichtet hätte. Doch ich gab meinem Bruder das Versprechen, auch dieses schwere Stück Weg schriftlich festzuhalten – und ich wäre nicht mehr ich selbst, wenn ich nicht alles daran setzen würde, es zu halten.

Dennoch habe ich bis zum letzten Augenblick gezögert, gezaudert, mit mir gerungen und gezweifelt, ob es richtig ist, der Welt diese Worte zu zeigen. Selbst jetzt, nachdem ich weiß, dass es notwendig ist, gibt es einen Teil von mir, der sie am liebsten hierlassen möchte – an dem Ort, wo sie als bloße Erinnerungen keinen Schaden anrichten können, wo alles bleibt, was jemals wichtig war, ist oder werden wird.

Unvergessen. Lebendig. Gegenwärtig.

Im Ursprung allen Seins.

Denn dorthin bin ich nun endlich zurückgekehrt.

Ich bin froh und unendlich dankbar, dass ich die vergangene Zeit erleben durfte. Jede Sekunde, jeden Augenblick – ob schön oder hässlich, geliebt oder gehasst. Nichts davon werde ich jemals vollkommen vergessen. Denn ein menschliches Leben, JEDES Leben stellt eine wertvolle Bereicherung dar. Wie ein Gefäß mit

einer unendlich kostbaren Flüssigkeit, von der man nicht einen Tropfen verschütten oder sinnlos verschwenden möchte.

Doch nichts bleibt, wie es ist.

Leben bedeutet Veränderung.

Veränderung bedeutet, dass etwas Neues beginnt.

Und für Neues muss Altes weichen.

So war es und wird es immer sein.

Zumindest liegen diese Ereignisse so weit in eurer Zukunft, dass meine Worte lediglich fantastische Möglichkeiten für euch darstellen, nicht mehr und nicht weniger.

In diesem Sinne wünsche ich euch spannende Lesemomente und hoffe, dass ihr mich in guter Erinnerung behaltet - ganz gleich, welche Bedeutung ihr dem vorliegenden Werk beimisst. Denn ich weiß, dass es euch nicht völlig unberührt lassen wird. Nicht, wenn ihr mir bis hierher gefolgt seid und an meinen Abenteuern teilgenommen habt.

Und auch nicht, wenn euch das Schicksal der Menschheit ebenso sehr am Herzen liegt wie mir.

In Liebe

euer Simon alias Mic

Teil 1

Teuflische Pläne

1.

"Bringst du mich zur Schule?"

"Warum? Du hast eine Monatskarte für die E-Tram. Ich bin nicht dein Fahrdienst."

"Ich dachte ja auch, du fliegst mich hin ..."

Nun mach schon, ich muss mit dir reden! Außerdem habe ich den Schulstoff für die nächsten vier Wochen bereits gestern Nachmittag durchgekaut. Du erwartest nicht ernsthaft, dass ich da weiterhin täglich hingeh?

Der gedanklich hinzugefügte Kommentar des jüngsten Familienmitgliedes am Frühstückstisch war wesentlich überzeugender und erinnerte mich daran, dass Debbie einen brisanten Auftrag hatte, bei dem ich sie bestmöglich unterstützen sollte.

Also seufzte ich ergeben und meinte: "Ausnahmsweise - aber nur, weil ich eh gleich losmuss."

Es war nicht gelogen. Ich musste immer irgendwohin. In diesem Moment gab es zwar keinen Notfall, der mich zur Eile zwang, doch ein internationales Medizinerntreffen in Quebec stand auf dem Tagesplan. Und auf dem Weg konnte ich noch bei einigen alten Bekannten vorbeischaun, die ich länger nicht gesehen hatte. Aber vielleicht änderten sich diese Pläne gerade? Die Andeutungen meines Schützlings ließen den Schluss zu.

Sie hätte jederzeit mit mir *reden* können. Auch wenn wir uns nur selten sahen. Für Kontakt zu mir brauchte sie nicht einmal ein Com, da die gedankliche Verbindung zwischen uns auf dem gesamten Erdball funktionierte - und sogar darüber hinaus, beziehungsweise auch jenseits davon. Dass sie es bisher nicht getan hatte, bewies mir eigentlich schon, dass sie nicht bloß reden wollte, sondern mich gleichzeitig für etwas Wichtiges brauchte. Und dass dies vermutlich mehr oder weniger unangenehm für mich sein würde.

Es war nur ein vages Gefühl, doch es trog mich selten. Mein

Bruder Gab beherrschte die mentale Beeinflussung seiner Umgebung perfekt. Bei mir funktionierten diese Psychotricks jedoch nicht zuverlässig. Ich wusste, dass er mir quälende Gedanken oder Sorgen möglichst lange ersparen wollte. Deshalb teilte er mir derartige Dinge immer erst im letzten Moment mit und verschloss sich vor mir, so gut er konnte. Allerdings vermochte er es nicht vollständig – so wenig, wie es mir gelang, ihn komplett aus meinem Innern auszusperren. Wir gehörten zusammen, waren Teil voneinander – schon immer. So nah beieinander, mit demselben Schicksal, ja sogar beinahe mit dem gleichen menschlichen ERBGUT versehen, gab es einfach kein Entrinnen voneinander.

Das mit der Verwandtschaft lag daran, dass er seit zehn Jahren im Körper von Debbie steckte, dem einzigen Kind meiner Tochter Anni. Damit war er de facto meine Enkelin, was mich manchmal verwirrte, da er innerlich noch immer derselbe Gabriel war und unser mentaler Kontakt sich kein Stück geändert hatte. Trotzdem schien er sich als Mädchen ziemlich wohl zu fühlen.

Ich selbst kam mir mittlerweile unglaublich alt vor. Mein irdisches Leben währte nun schon knapp einhundert Jahre – viel zu lange für meinen Geschmack. Die meiste Zeit davon hatte ich in der schwer zu erschütternden Überzeugung gelebt, ein Mensch zu sein. Rein physikalisch gesehen war das auch so, obwohl mein Körper weder alterte noch sich dauerhaft verändern ließ. Dennoch wurde ich ganz normal geboren, wuchs bei liebevollen Eltern auf, ging zur Schule, hatte Freunde und gründete irgendwann sogar eine Familie. Meine besonderen Fähigkeiten, die mich von klein auf begleiteten, nahm ich als Geschenk, das ich möglichst sinnvoll einsetzen sollte. Erst nach der Geburt meiner Enkelin erfuhr ich ziemlich schmerzhaft von meiner wahren Identität als Himmelsbote Mic, obwohl dies eigentlich nicht vorgesehen war. Seitdem sehnte ich mich zunehmend nach meiner eigentlichen Heimat, dem

Zentrum. Ihr würdet diesen Ort vielleicht Himmel, Paradies oder Jenseits nennen. Nüchtern betrachtet stellte er Ursprung, Start und Ziel allen Seins dar, befand sich praktisch überall und war dennoch schwer zu erreichen.

Obwohl ich meinte, mich vollständig an mich selbst zu erinnern, gab es weiterhin etliche Dinge, die mir verborgen blieben. Vermutlich, weil mein menschliches Gehirn mit der Datenfülle heillos überlastet gewesen wäre. Da meine Überzeugung und Vorstellung bestimmte, wer ich war und ein Teil von mir noch immer in dem Wunschdenken festhing, menschlich zu sein, blockierte ich den Zugang zu meinem Gedächtnis eher unabsichtlich. Reiner Selbstschutz, wie ich vermutete. Ohne einen Anstoß von außen gelang es mir nur selten, in diese Bereiche vorzudringen.

Vor einigen Wochen wurde Gab praktisch über Nacht mit der kompletten Erinnerung an seine Existenz als Erzengel überfallen. Damit bekam er auch die volle Kontrolle über die zugehörige Kraft zurück. Für mich eine willkommene Gelegenheit, mich vom Dasein als Simon zu verabschieden. Allerdings bat mich unser gemeinsamer Bruder Jesh, den ich als Anführer unseres Trios respektierte, um eine kurzfristige Erdaufenthaltsverlängerung. Etwas, das ich ihm unmöglich abschlagen konnte – auch, da es um die dringend benötigte Unterstützung meines Bruders ging. Seitdem hatte sich unsere Beziehung unglaublich vertieft.

Ich wohnte also noch immer im Haus meines Schwiegersohns in Westkalifornien und rettete von hier aus da und dort ein paar Leben, während gleichzeitig anderswo mindestens ebenso viele zerstört wurden. Dies war größtenteils dem Umstand zu verdanken, dass wir uns mitten im Zeitalter der sogenannten „apokalyptischen Zeichen“ befanden – den Vorboten des angeblichen Weltuntergangs. Keiner konnte oder wollte mir bisher sagen, wann, ob und wie dieses Ereignis stattfinden sollte. Meine Vermutung (und Hoffnung!) war und blieb, dass es

ein rein metaphorischer Untergang sein würde. Bei Gelegenheit musste ich mich näher mit der Sache beschäftigen, aber bisher hatte ich alle Hände voll damit zu tun gehabt, meinen Job zu erledigen.

Zum Glück lebten wir in einer der ruhigsten Ecken der Welt, in der beinahe alles seinen normalen Gang lief. Die Menschen gingen zur Arbeit, zur Schule, begannen mit der Ausbildung oder dem Führerschein, pflanzten Gemüse an und verfolgten kopfschüttelnd die Nachrichten, in denen beinahe täglich neue Hiobsbotschaften die vorherigen aus den Headlines verdrängten. Kaum jemand nahm die Warnungen von Propheten, Sektenanhängern und gläubigen Christen ernst. Wie auch? Mal ganz ehrlich: Würdet ihr einen Menschen ernstnehmen, der mit einem selbstgebastelten Schild am Straßenrand steht, auf dem in ziemlich krakeliger Schrift „Tut Buße – das Ende ist da“ zu lesen ist?

Wenn ich so jemanden traf, drückte ich ihm meistens ein paar Dollar in die Hand und bat ihn, sich noch schnell ein Eis zu kaufen oder was trinken zu gehen, anstatt sinnlos rumzustehen. Und manchmal hatte ich sogar Erfolg mit der Aktion – sofern ich dazu kam, sie dem Betreffenden zu erklären.

„Du verwöhnst unsere Tochter zu sehr, Dad“, murkte Annie. „Warum soll sie nicht mit der Bahn zur Schule fahren, wie alle anderen Kinder auch?“

„Normalerweise tut sie das doch“, gab ich zurück. „Ich habe bloß den Verdacht, dass sie vorher noch einen Abstecher woandershin machen möchte. Stimmt’s?“

„Hmm. Du hast mich ertappt“, gab das Mädchen zu und funkelte mich an.

Du weißt ganz genau, dass wir meinen Eltern nichts erzählen dürfen. Was soll ich jetzt sagen?

Ich schmunzelte. Sie wäre in der Lage, ihnen ALLES beizubiegen, sie würden ihr glauben. Wie konnte jemand, der solche Kräfte in sich barg, so wenig fantasievoll damit

umgehen?

Und ich dachte immer, ich könnte schlecht lügen ... Erzähl ihnen was vom Pferd!

Stotternd brachte die Zehnjährige, die einen Erfahrungsschatz jenseits menschlicher Vorstellungskraft in sich trug, eine Geschichte hervor, in der es wirklich um ein Pferd ging, das sie angeblich reiten und pflegen durfte.

So wörtlich war das zwar eigentlich nicht gemeint, aber ok, es ist deine Story ... Mädchen und Pferde passen auf jeden Fall gut zusammen.

„... und wenn ich mit der Tram fahre, komme ich nicht mehr rechtzeitig zur Schule“, schloss sie.

„Sag das doch gleich!“, strahlte meine Tochter und drückte ihrer eigenen einen Schmatzer auf die Wange. „Wir haben nichts gegen ein Pflegepferd, so lange du deine Schulaufgaben nicht dafür vernachlässigst. Aber bisher brauchen wir uns da sicherlich keine Sorgen zu machen ...“

Ich unterdrückte einen Lachanfall. Der Tag, an dem Gabby – wie ich sie insgeheim gern nannte – den Schulstoff der fünften Klasse nicht mehr auf die Reihe bekäme, wäre vermutlich der letzte, den die Lehrer ihrer Schule erleben würden. Doch so weit sollte es nicht kommen. Einerseits hatte bereits ihre menschliche Intelligenz ausgereicht, um den Stoff der Grundschule lässig zu bewältigen, andererseits waren ihre mentalen Fähigkeiten zusammen mit ihrer Erinnerung an ihr wahres Ich exponentiell ins Unendliche geschossen und ermöglichten es ihr theoretisch mit Leichtigkeit, als absolutes „Wunderkind“ aufzutreten. Praktisch hielten wir das für keine gute Idee, da bisher niemand außer uns beiden die leiseste Ahnung von ihren Fähigkeiten sowie ihrer eigentlichen Aufgabe hatte, und dies so lange wie möglich so bleiben sollte.

„Also los, Pferdenärrin – auf zu Gonzo, dem hübschesten Rappen der Welt“, grinste ich.

Hoffentlich kommen deine Eltern nicht auf die Idee, dein Pferd

mal persönlich kennenlernen zu wollen ... Sonst musst du dir wohl oder übel was für sie einfallen lassen!

Sie sparte sich eine überflüssige Antwort. Bei Bedarf zauberte sie jedes beliebige Pferd herbei. Mit etwas Hilfe von mir konnte man sogar prima darauf reiten.

„Also gut, was möchtest du?“

Mit Rucksack und in Schuluniform saß das Mädchen neben mir im Helikopter und winkte ihrer Mutter zum Abschied. Erst als wir uns in sicherer Höhe befanden, antwortete es auf meine Frage.

„Du musst mir helfen, den Schwarzen Mann zu finden.“

Ich keuchte. Mit allem hatte ich gerechnet – nur nicht damit. „Du meinst ... *Black?*“, vergewisserte ich mich heiser, obwohl es völlig unnötig war.

„Du weißt genau, von wem ich rede“, erwiderte sie erwartungsgemäß. „Ich weiß, dass ihr nicht gerade die besten Freunde seid, aber eventuell ist dir aufgefallen, dass er schon seit geraumer Zeit verschwunden ist.“

Um ehrlich zu sein, hatte ich in den vergangenen dreißig, vierzig Jahren keinen einzigen Gedanken an diesen Albtraum verschwendet und war froh, es nicht mehr nötig zu haben.

„Wie kommst du darauf?“, fragte ich erstaunt. „Er hat dich nicht belästigt, oder?“

„Nein. Aber wenn ich unseren Bruder richtig verstanden habe, ist genau das beunruhigend. Nicht für die Kinder, die auf seine ‚Geschenke‘ durchaus verzichten können, sondern für ihn selbst.“

„Ich finde, der Saukerl kann gut allein auf sich aufpassen“, knurrte ich. „Wenn er beschlossen hat, sein scheußliches Geschäft auf der Erde einzustellen – umso besser! Freu dich und denk nicht mehr an ihn, würde ich sagen ...“

„Du weißt genau, dass es nicht so läuft“, gab Gab tadelnd zurück. „Glaubst du, dass deine emotionale Einstellung oder persönliche Meinung irgendwie zählt? Auch wenn ihr zwei

nicht die dicksten Kumpels seid, hilfst du mir hoffentlich, ihn zu finden. Er wird noch gebraucht, Mic!“

„Wofür denn? Um den Kindern dieser Welt noch mehr Angst und Pein zu bescheren, als sie momentan ohnehin schon erleiden? Ich wusste nicht, dass er verschwunden ist – aber von mir aus kann es so bleiben!“

Mein junger Passagier seufzte. Darin lag so viel Ernsthaftigkeit, dass es auf einen Außenstehenden belustigend gewirkt hätte. Mir machte dieses Geräusch bewusst, dass ich überreagierte. Also nahm ich mich zusammen und meinte beschwichtigend: „Ok, ich lasse die persönliche Schiene jetzt nicht mehr zu. Also erzähl schon! So, wie es sich anhört, steckt Blacky in Schwierigkeiten und wir sollen ihn da rausholen, stimmt’s?“

„Richtig. Jesh geht davon aus, dass Lu ihn nach eurem Gespräch eingesperrt hat. Deine Andeutung, dass der alte Geist sie hintergangen haben könnte, hat sie anscheinend ernstgenommen. Nur leider kam sie wohl nicht mehr dazu, ihn näher zu interviewen oder wieder freizulassen, bevor sie selbst aus ihrem Heim verbannt wurde. Also blieb er, wo er war – ohne Nahrung oder Chance auf die Erlösung, auf die er nun schon seit Ewigkeiten hofft.“

„Du erwartest jetzt nicht, dass ich Mitleid mit ihm habe, oder? Seine ‚Nahrung‘ besteht immerhin aus kindlicher Angst, die er selbst durch Alpträume erzeugt! Ich denke, dass unsere Gegenspielerin da ausnahmsweise was Gutes bewirkt hat ...“

Die Bemerkung klang härter, als mein Innerstes sich anfühlte. Langsam dämmerte mir, was Gabs Worte bedeuteten.

Auch wenn der Schwarze Mann und ich in der Vergangenheit erbitterte Gefechte ausgefochten hatten und ich ihn als einen meiner ärgsten Widersacher ansah: Ein solches Schicksal wünschte ich niemandem. Der Ort, an dem er sich vermutlich seit über dreißig Jahren befand, war buchstäblich die Hölle – und zwar seine persönliche. Luzifer selbst, von meinen Brüdern

und mir mit dem Spitznamen Lu bedacht, würde dafür gesorgt haben, dass er sich an dem Ort so unwohl wie möglich fühlte. Da er dort keinen Nachschub an Angst erhielt – dem menschlichen Gefühl, von dem er sich dank eines uralten Fluchs alleinig ernähren musste – vegetierte er sicherlich äußerst qualvoll vor sich hin.

„Nein. Aber ich erwarte, dass du dich professionell verhältst. Und offensichtlich schlägt gerade deine menschliche Seite voll zu – die ist momentan mehr als hinderlich, Mic! Oder sollte ich dich besser Simon nennen?“

„Jetzt hör auf zu klugscheißen – erzähl mir lieber, wie wir es anstellen sollen, Black da rauszuholen! Soweit ich weiß, ist Lus Paradies seit knapp dreißig Jahren dicht ...“

„Für sie selbst schon. Für jeden anderen steht der Ort weiterhin offen. Bloß begibt sich kaum jemand freiwillig dorthin.“

„Und was schlägst du vor, sollen wir jetzt tun? Ich glaube kaum, dass wir mit dem Heli weit kommen.“

Wir bewegten uns die ganze Zeit über bereits in gemächlichem, gleichmäßigem Tempo Richtung Norden – dorthin, wo meine Verabredung an diesem Nachmittag anberaumt war.

„Ob du landest oder uns direkt in die Hölle beförderst, ist mir eigentlich ziemlich egal“, gab meine Copilotin trocken zurück. „Mein Problem ist eher, dass ich nicht weiß, ob und wie ich diesen Körper verlassen kann, ohne ihm zu schaden. Und da ich ihn noch ´ne Weile brauchen werde, sollte ich nicht so sorglos damit umgehen wie du.“

„Oh, na klar!“

Mir wurde bewusst, dass ich bisher keinen einzigen Gedanken an diesen Umstand verschwendet hatte. Der Geist meines Bruders war der eines Erzengels, doch die Hülle, in der er momentan steckte, war äußerst zerbrechlich. Dennoch hatte ich Jeshs Worte noch genau im Kopf, der uns beiden die

offizielle Erlaubnis gegeben hatte, das Zentrum aufzusuchen, wenn wir Sehnsucht danach verspürten (was eigentlich ständig der Fall war). Bisher waren wir nur noch nicht dazu gekommen.

Meinen Körper konnte ich seit beinahe einem dreiviertel Jahrhundert problemlos verlassen und wieder aufsuchen, indem ich ihn durch physische Gewalt praktisch dazu zwang, meinen Geist vollständig freizugeben. Etwas rabiater ausgedrückt: Ich tötete mich selbst. Es hatte mich ein hartes Stück Arbeit, Nerven und jede Menge Zeit gekostet, um diesen Weg herauszufinden. Doch er funktionierte für mich tadellos, wobei sich die Nebenwirkungen meistens in Grenzen hielten. Immerhin alterte ich nicht und jegliche Verletzung ließ sich gedankenschnell reparieren. Ich fragte mich, warum dies bei Gab nicht so vorgesehen war, wenn seine Aufgabe darin bestand, solche für Menschen unmöglichen Missionen durchzuführen! Dennoch musste es für ihn einen Weg „nach Hause“ geben – und zwar einen, der nicht Debbies physischen Tod erforderte.

Wir befanden uns mittlerweile über einsamem, dicht bewaldetem Gebiet, in dem ich uns sorgsam zu Boden brachte. Wir genossen ein wenig die Ruhe der Naturkulisse, während jeder von uns in seinen eigenen Erinnerungen nach einer Lösung kramte. Schließlich murmelte meine Begleiterin: „Ich finde einfach nichts Passendes. Aber Jesh hat gesagt, du könntest mir helfen. Also bitte ...“

„DER ist gut!“, stöhnte ich.

Wie oft hatte ich im vergangenen Jahrhundert von einem unlösbar scheinenden Problem gestanden und mir das Hirn zermartert! Letztlich gab es für alles eine Lösung. Manchmal half es, die Dinge einfach auszuprobieren anstatt darüber zu theoretisieren.

„Ich nehme an, du hast es selbst schon versucht?“, fuhr ich vorsichtig fort und blickte sie forschend an, tastete nach ihren

Gedanken und Gefühlen. Sie hätte es mir nicht verheimlicht, wenn sie dort gewesen wäre. Oder doch?

Aber ich kam sofort zu dem Schluss, dass sie es nicht getan hatte. Allein mein Ansinnen in diese Richtung wies sie empört zurück. Tief atmend schüttelte sie den Kopf.

„Wo denkst du hin! Das ist alles noch so frisch ... Vor nicht mal einem Monat war ich noch ein ganz normales Mädchen mit einer liebevollen Familie, das zur Schule ging, Freundinnen und Hobbys hatte ... Ok, mein Opa sah aus wie fünfundzwanzig und konnte verrückte Dinge tun, mit mir ohne Worte sprechen und in unsichtbaren Flugobjekten durch die Gegend fliegen. Das war vielleicht nicht normal, obwohl ich dich NIE für das gehalten hätte, was du eigentlich bist ... Und plötzlich, quasi über Nacht, wurde ich mit einem riesigen Berg Erinnerungen erschlagen ... Ich hatte genug zu tun, mich neu zu sortieren, mit dem klarzukommen, was da auf mich einstürzte, mich in diese absurde Rolle einzufinden ... und damit zu leben, dass du gleichzeitig mein Opa und mein Bruder bist. Man erfährt nicht alle Tage, dass man als Engel im Körper eines zehnjährigen Mädchens steckt und dazu auserkoren ist, die Welt zu regieren. *Weltherrschaft* ... Hallo? Von hier aus? Und gleichzeitig ihren Untergang vorbereiten? HA!“

Sie lachte bitter.

„Was hab ich mir bloß dabei gedacht, diesem Wahnsinn zuzustimmen?“

Ich nahm sie tröstend in den Arm. Sie ließ es zu – ein Zeichen dafür, wie verzweifelt sie war und wie sehr sie sich nach körperlicher Nähe sehnte.

„Ich bin so froh, dass du noch da bist“, flüsterte sie beinahe unhörbar und wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel. „Ohne dich würde ich es niemals schaffen ...“

Eine Welle ihrer Zuneigung überschwemmte mich und ließ mich mal wieder spüren, wie sehr sie mir andernfalls gefehlt hätte. Ich lächelte und gab ihr das zurück, was sie in diesem

Moment am dringendsten brauchte: Zuversicht.

„Wir schaffen es gemeinsam – bis ans Ende der Welt und noch weiter“, meinte ich überzeugt. „Lass es uns zusammen versuchen. Ich weiß, wie es sich anfühlt, kenne den Weg in- und auswendig. Vielleicht kann ich dich führen, wenn du es zulässt. Gleichzeitig schaue ich, ob es deinem Körper weiterhin gutgeht. Vertraust du mir?“

„Aber sicher ...“

Wir machten es uns nebeneinander auf dem Waldboden bequem. Ich spürte, wie schnell ihr Herz schlug, dass sie alle Anzeichen von Aufregung, ja sogar Angst zeigte.

„Als Erstes musst du die Kontrolle über deine Körperfunktionen erlangen“, verlangte ich. „Atme tief, konzentriere dich auf den Herzschlag, merke, wie er langsamer wird ...“

Sie tat es ohne Widerrede. Schon kurz darauf merkte ich, wie sie ruhiger wurde, beherrscht und diszipliniert. Ihr Geist war perfekt geeignet, diesem Körper seinen Willen aufzuzwingen. Auch wenn sie nicht jedes Molekül kontrollieren konnte – zumindest gelang es ihr bei den hauptsächlichen Funktionen. Noch immer wusste ich nicht genau, worauf das hinauslaufen würde. Mir schwebte vor, meinen eigenen Körper zu verlassen und dann zu schauen, in wieweit ich den Geist meines Bruders dazu überreden konnte, sich von dem seinen zu lösen, ohne dass dieser das Atmen einstellte.

Sobald ich merkte, dass Debbie sich vollkommen unter Kontrolle hatte, vollzog ich den nötigen Schritt, indem meine Vorstellung mechanisch die Blut- und Sauerstoffversorgung des Gehirns unterband. Das wiederum sorgte dafür, dass ich innerhalb von Sekunden die Verbindung zu meinem Körper verlor. Dieses Verfahren funktionierte seit so langer Zeit zuverlässig, dass es regelrechte Routine darstellte.

Ich erwartete, Gab eingesperrt in seiner zierlichen Hülle zu

entdecken, doch er stand lächelnd direkt neben mir.

„Es war ganz leicht“, bemerkte er und amüsierte sich augenscheinlich prächtig über meine Verwirrung. Die Brust des Mädchens vor uns hob und senkte sich gleichmäßig – es schlief tief und fest.

„Genau das ist das Geheimnis“, nickte mein Bruder, indem er meine Gedanken dazu auffing. Ich hatte es halt nur noch nie versucht. Eigentlich müsste es bei dir auch funktionieren ... zumindest jetzt, wo du deine Erinnerung komplett wiederhast.“

Ich unterdrückte einen unschönen Laut und knurrte: „Schön, dann können wir ja jetzt starten ...“

Ich wandte mich ohne ein weiteres Wort um und machte den Schritt, der uns von der anderen Dimension trennte. Auch ohne hinzusehen wusste ich, dass mein Begleiter mir folgte.

Meine negativ geladenen Gedanken daran, wie viel Mühe und Umstand es mich gekostet hatte, einen halbwegs „sauberen“ Weg hierher zu finden und wie leicht es Gab dagegen fiel, wurden direkt von der ernüchternden Erkenntnis neutralisiert, dass ich keinen Plan hatte, wie wir von hier aus zu dem gewünschten Ort gelangen sollten.

„Du weißt nicht zufällig ...“, begann ich, indem ich mich ratlos umsaß. Doch das Nichts, das uns umgab, war freundlich, vertraut und hell wie eh und je. Es barg keinerlei Hinweise auf einen Weg zur „anderen Seite“.

„Nein. Aber ich hatte gehofft, dass du einen für uns bahnst.“

Neidlos musste ich anerkennen, dass mein Bruder wesentlich besser und schneller damit zurechtkam, die Beschränkungen des irdischen Daseins abzuschütteln. Mir fiel das „Umswitchen“ auch nach wiederholten Besuchen in dieser Welt immer noch schwer.

„Mach dir nichts draus, nach meinem letzten Erdaufenthalt hab ich fast ein Jahrzehnt gebraucht, um mich komplett wieder daran zu gewöhnen“, war sein tröstlicher Kommentar zu meinen unausgesprochenen Worten. Anstatt darauf einzugehen, justierte ich meine Vorstellung lieber auf das Wesentliche. Wege zu

schaffen war eigentlich sehr einfach. Dazu war ich praktisch gemacht. Natürlich gab es auch einen in die Hölle – und er führte durch diese gedachte Tür dort ...

„Immerhin hast du es geschafft“, nickte mein Begleiter anerkennend. „Zwar ziemlich mickrig für ein so wichtiges Portal, aber Hauptsache, wir gelangen dadurch zum Ziel.“

Momentan war mir nicht nach Scherzen zumute. Der Gedanke daran, was uns auf der anderen Seite erwartete, krampfte mein Innerstes zusammen.

„Nächstes Mal lasse ich dir den Vortritt“, gab ich deshalb eher mürrisch zurück.

„War doch nur Spaß ... ich hoffe, du hast deinen Humor nicht komplett verloren.“

„Nein“, seufzte ich und öffnete die Tür. Dahinter war es wie erwartet finster. „Aber ich hab Schiss.“

„Ich doch auch“, murmelte er. „Wenigstens sind wir zusammen.“

Nie war ich dankbarer für seine Gesellschaft als in diesem Moment. Tief atmend schloss ich zu ihm auf. Seite an Seite traten wir entschlossen über die Schwelle.

2.

Es war das Gefühl, nach oben zu fallen, wobei oben und unten im Nichts eigentlich bedeutungslos sein sollten. Dennoch kehrte sich alles um. Wie beim Rückwärtslauf eines Films. Unwillkürlich entfuhr uns beiden gleichzeitig ein Laut der Überraschung.

Gleich darauf hatten wir uns wieder gefangen und mussten lachen, wobei wir uns aneinander festhielten, um stehen-zubleiben. Wo auch immer wir standen.

Zunächst einmal schien es keinerlei Lichtquelle zu geben. Das Nichts, das uns umgab, bestand aus Dunkelheit anstatt aus der gewohnten Helligkeit. Unsicher blickte ich meinen Bruder an, den ich trotzdem klar erkennen konnte. Er leuchtete von innen

heraus, wenn auch nur ganz schwach. Mit der Erinnerung daran, dass wir selbst Lichtquellen waren, kam auch mein eigenes Leuchten zurück. Mir gelang es, das Licht um uns herum ausdehnen, bis es unsere Umgebung genug erhellte, um alles darin wahrzunehmen.

Im selben Moment strahlte auch Gab heller und sagte: „Danke, endlich kommt Licht in die Sache! Dann lass uns mal auf die Suche gehen.“

„Aber wo?“

Ratlos versuchte ich die Schwärze hinter der Kugel aus erleuchtetem Nichts zu durchdringen. Mit Konzentration darauf gelang es mir – jedoch verbarg sich dahinter nur weiteres Nichts.

„Vielleicht existiert hier ebenfalls eine Art Zentrum, ein Ort, von dem alles ausgeht. Und vermutlich gelangen wir genauso dorthin, wie in unserem eigenen Zuhause – durch die Erinnerung daran. Nur habe ich keine solche. Du etwa?“

Ich zögerte.

„Nicht direkt. Aber da wir nach einem Gefängnis suchen ...“

Nur ungern und sehr vage erinnerte ich mich an meine Rolle als „Drache“, Lus Werkzeug zur Vernichtung meiner neu geborenen Enkeltochter. Allein die unendliche Liebe meiner Frau Zoey, die ihr Leben für mich opferte, vermochte diesen Fluch zu brechen. Doch zuvor war ich tief in Lus Geist eingedrungen, hatte ihr Wesen, ihre Gedanken in mich aufgenommen und verinnerlicht, war von ihr beherrscht und überwältigt worden. Sie hatte meinen Geist in ein grausames, unüberwindliches Gefängnis gesperrt. Dieses entstand nun immer deutlicher vor meinem inneren Auge. Gabs Keuchen entnahm ich, dass er es ebenfalls wahrnahm.

„Du hast es geschafft!“, stieß er hervor.

Blinzelnd stellte ich fest, dass wir an einem völlig anderen Ort standen als vorhin. Eine unendlich scheinende, deprimierend leere, heiße Wüste aus Sand und Geröll erstreckte sich rings um uns. Es gab keine einzelne Sonne, stattdessen schossen von allen

Seiten gleichzeitig unzählige grelle Lichtstrahlen auf uns herab. Es fühlte sich an wie auf einer besonders brutal ausgeleuchteten Bühne. Das Licht stach unangenehm in den Augen, so dass ich beinah automatisch eine Sonnenbrille aufsetzte. Mein Bruder trug ebenfalls ein solches Gerät und erinnerte mich daran, dass jeder von uns einen kleinen Teil der Fähigkeiten des anderen besaß.

„Cool“, sagten wir beide gleichzeitig und mussten kurz grinsen.

„Obercool“, erklang eine heisere, dennoch bekannt unangenehme Stimme vor uns. „Ich hätte nie gedacht, euch hier zu treffen ... ziemlich ungewohnter Anblick, aber irgendwie tröstlich, dass selbst ihr in der Lage seid, hierher zu finden.“

Black stand in der Mitte eines Quaders aus schimmerndem, durchscheinendem Material, der absolut nicht in diese Umgebung passte. Merkwürdigerweise wies er nicht die geringste Ähnlichkeit mit meinem erinnerten Gefängnis auf, befand sich jedoch genau an der Stelle, wo dieses eben noch in meiner Vorstellung existiert hatte. Vielleicht war es dasselbe – nur komplett umgebaut für seinen neuen Insassen?

Der Schwarze Mann wirkte mehr grau als schwarz und kleiner als bei unseren letzten Begegnungen. Der fehlende Hut sowie seine leicht gekrümmte, verkrampft wirkende Haltung trugen viel dazu bei. Bei näherer Betrachtung schien er jeglichen Kontakt mit den Wänden seines Gefängnisses zu vermeiden. Doch dieses ähnelte einer zu niedrigen Telefonzelle und war so knapp bemessen, dass es ihm nur gelang, indem er leicht gekrümmt in der Mitte stand. Wenn das Wesen dort nicht ein wandelnder Albtraum gewesen wäre, hätte ich alles getan, um es sofort und auf der Stelle zu befreien. Doch auch so wirkte der Schwarze Mann derart gequält, dass es mich zutiefst erschütterte. Ich hätte nie gedacht, dass es eine solch wirksame Grausamkeit gegenüber dem uralten, furchterregenden Geist geben könnte. Vor allem wäre es mir nie in den Sinn gekommen, dass Lu dazu

fähig sein würde, ihn auf diese Weise zu foltern. Es bewies mir, wie weit sie ging, um ihre Wut an ihren Opfern auszulassen. Sie bediente sich sogar der Macht, die sie am meisten verachtete.

Das Gefängnis des Angstbringers bestand zum Teil aus positiven Emotionen, wie ich mit geübtem Blick feststellte. Eine ähnliche Mauer hatte ich einst für ihn erdacht, um ihn daran zu hindern, mich zu berühren und dadurch hierher zu bringen. Damals war er ungleich stärker und mächtiger gewesen, meine Barriere hatte ihn nicht lange aufgehalten. Doch dieses Gebilde war anders, irgendwie solider. Die in den Wänden enthaltene Mischung aus menschlicher Liebe, Mut und Hoffnung war scheinbar nach Lus ureigenem Rezept mit uralten Flüchen verwoben worden und enthielt zudem mehr als nur eine Spur Neid sowie eine gute Prise Verachtung. Im Grunde war alles darin enthalten - nur keine Angst. Mir war völlig klar, dass die Zutaten größtenteils den Seelen entstammten, die sich dem Teufel verschrieben hatten.

Diese Einzelheiten erfasste ich beinahe beiläufig, während ich die jämmerliche Gestalt noch näher in Augenschein nahm. Eingefallen, gebrochen und leer fixierten mich die schwarzen Löcher in dem grauen Gesicht. Seine Kleidung war löchrig und zerrissen. Wo darunter der Körper sichtbar wurde, wirkte dieser ebenfalls krank und zerstört - mit halb vernarbten Wunden überall. Sie stammten vermutlich von unachtsamen Berührungen der Gefängniswände.

„Verschont mich mit eurem Mitleid, holt mich lieber hier raus“, krächzte der Gefangene.

„Hallo Black, ich freu mich auch, dich zu sehen“, gab mein Bruder ungerührt zurück. „Ist lange her ... siehst echt scheiße aus!“

Ich unterdrückte einen unpassenden Heiterkeitsausbruch, da die Ausdrucksweise des zehnjährigen Mädchens absolut nicht zur momentanen Gestalt neben mir passte.

„Schlagt mir noch ins Gesicht, ich hab's ja verdient ...

Immerhin verdanke ich euch, dass ich hier sein darf“, knurrte der erbärmlich zugerichtete Geist.

„Wenn du darauf zielst, dass du uns beiden dein Dasein als Angstmacher verdankst und Mic deine Radikaldiät im Zwinger, dann ist das wohl wahr“, stellte mein Bruder ruhig fest. „Aber ich denke auch nicht, dass du die Gründe dafür vergessen hast.“

„Das ist jetzt etwa fünftausend Jahre her!“, ächzte der Gefangene auffahrend. „Hab ich nicht langsam genug gelitten?“

Gleich darauf keuchte er, weil eine unbedachte Bewegung seines Kopfes eine Berührung mit der leuchtenden Decke zur Folge hatte. Es war nur ein kurzer Augenblick, doch er reichte aus, um ihm an der Stelle die graue Kopfhaut wegzuätzen. Eine schwarze Flüssigkeit drang aus der Wunde und lief ihm seitlich den kahlen Schädel hinab. Mein Entsetzen darüber entlockte dem eingefallenen Gesicht ein schwaches Grinsen.

„Danke, das war's wert ... ok, ich bitte euch – holt mich hier raus!“

Direkt zerfiel meine kurzfristige Emotion zu Asche. Ich erwiderte kühl: „Dazu sind wir hier. Aber nicht unbedingt, um uns deine dämlichen Sprüche anzuhören, und schon gar nicht, weil du uns darum bittest ...“

Vorsichtig fasste ich eine Wand der Folterkammer an. Die Berührung verletzte mich nicht direkt, war jedoch auf Dauer sehr unangenehm. Die emotionale Mischung vertrug ich nur unwesentlich besser als der momentane Gefängnisinsasse. Schaudernd fragte ich mich, wie man es jahrelang darin aushalten konnte, ohne verrückt zu werden.

Indem ich mich überwand, den kompletten Quader von außen und innen zu inspizieren, wurde mir bewusst, dass er sich nicht öffnen ließ. Nichts aus meiner Vorstellung war stark genug, es mit den eingebauten Flüchen in diesen Wänden aufzunehmen. Doch ich befand mich ja nicht allein hier – aus gutem Grund.

„Du siehst es also ebenfalls“, murmelte Gab. Anscheinend waren meine Gedanken mal wieder so deutlich gewesen, dass er

sie auch ohne mein Zutun gelesen hatte.

Wir verschwendeten keine Zeit mehr, nahmen körperlichen Kontakt auf, konzentrierten uns darauf, diese geballte Ladung Scheußlichkeit vor uns zu vernichten.

„Vielleicht schließt du besser die Augen und hältst deine Hände dicht am Körper“, riet ich dem Gefangenen. Doch dieser schnaufte bloß verächtlich. „Es wird mich nicht umbringen ... das wäre kontraproduktiv, abgesehen davon, dass es schlecht möglich ist ...“

„Vom Sterben spricht ja auch keiner“, konterte Gab augenzwinkernd. „Aber wenn du damit leben kannst, eventuell blind und ohne Hände zu existieren – meinetwegen.“

Hastig schloss der alte Geist die Augen und schlug zusätzlich die vernarbten Hände vors Gesicht.

„Übrigens hast du den größten Schritt schon getan, wenn du deine Existenz als ‚Leiden‘ empfindest“, fügte mein Bruder ernst hinzu. „Von da aus ist es nicht mehr weit.“

Es kostete uns einen Großteil unserer gebündelten Kraft, um die Folterkammer zu zerlegen. Es gelang nur, indem wir das Geflecht sorgsam entwirrten, um die positiven Bestandteile davon in uns aufzunehmen und mit Hilfe dieser zusätzlichen Energie den Rest zu neutralisieren. Zum Glück waren die Flüche allein auf den Insassen des Quaders zugeschnitten, so dass sie an uns wirkungslos abprallten.

In einer grellen, lautlosen Explosion löste sich Blacks Gefängnis schließlich auf. Sobald es fort war, brach der Ex-Insasse zusammen, als hätte es ihn den letzten Funken seines eisernen Willens gekostet. Geistesgegenwärtig breitete ich einen Teppich unter uns aus, um nicht erneut diesem scheußlichen Gefühl der Umkehrung und Desorientierung ausgesetzt zu sein. Mit dem Quader verschwand nämlich auch dessen Umgebung – sprich, der Boden unter unseren Füßen sowie die Wüste samt der Bühnenbeleuchtung.

Wir ließen uns mit etwas Abstand zu Black nieder, um tief

durchzuatmen. Die Anstrengung dieser Aktion hatte uns beiden ziemlich zugesetzt.

„Bin ich froh, dass die Hohe Lady fort ist“, murmelte der Geist verwaschen und versuchte, sich aufzusetzen. Es gelang ihm lediglich mit Unterstützung. Wie sollten wir ihn hier rausbringen, so schwach wie er war?

„Macht euch nicht die Mühe“, winkte er ab. „Ich finde den Weg schon allein. Habt ihr vergessen, dass dies hier seit Äonen mein ... Zuhause ist?“

„Schöner wohnen in der Hölle“, murmelte ich. „Kommt zu uns, hier sind gerade jede Menge Zimmer frei und die Mieten günstig ...“

Er lachte bitter. „Ich wünschte, ich könnte deinen Humor teilen. Aber er hilft mir nicht weiter, ebenso wenig wie die Hoffnung darauf, dass mein Fluch eventuell in naher Zukunft gebrochen wird. Was ich jetzt dringend brauche, habt ihr zwei momentan absolut nicht bei euch ... warum bloß nicht?“

„Ist doch logisch“, gab mein Begleiter trocken zurück. „Hier gibt's nichts Beängstigendes mehr - dich eingeschlossen.“

„Schade. Eure Emotion wäre ein gutes Startkapital, um wieder auf die Beine zu kommen.“

„Ich denke, du wirst genug davon vorfinden, wenn du zur Erde zurückkehrst“, stellte ich fest. „Auch ohne deine eigene Art von Schrecken zu verbreiten. Du weißt, was zurzeit stattfindet?“

„Oh ja, selbst hier hört man davon. Obwohl ich zugeben muss, dass eure Stimmen seit Ewigkeiten die ersten sind, die an mein Ohr dringen. Wie lange war ich hier?“

„Mehr als dreißig irdische Jahre“, antwortete Gab. „Du hast 'ne Menge aufzuholen.“

„Dreißig JAHRE! Jetzt weiß ich, warum mein Nacken so steif ist“, stöhnte Black und fasste mit zitternder Hand nach seinem dürren Hals. Er wirkte inzwischen eher wie ein Greis, noch grauer und klappriger als zuvor.

„Was ist eigentlich mit den Seelen passiert, die Lu bei sich

einquartiert hat?“, überlegte ich. „Die könnten doch genug Angst empfinden.“

„Ihr denkt doch nicht ernsthaft, dass sich auch nur eine Menschenseele hier aufhält, seitdem die Tore weit offen stehen! Niemand verirrt sich länger als ein paar Augenblicke hierher – leider. Deshalb bin ich auch völlig ausgedörnt.“

„Ziemliches Pech für dich. Dennoch werden wir jetzt gehen, stimmt’s?“, wandte Gab sich an mich.

Ich zögerte. Eigentlich hatten wir Jeshs Bitte bereits erfüllt. Der Schwarze Mann war frei, wir brauchten uns nicht länger an diesem furchtbaren Ort aufzuhalten. Aus irgendeinem unerfindlichen Grund war mir trotzdem unwohl dabei, den Geist hier liegenzulassen. Es konnte mir absolut egal sein, was mit ihm geschah. Es sollte mir gleichgültig sein, doch da spielte etwas in mir einfach nicht mit.

„Jetzt mach aber mal ´n Punkt!“, ächzte mein Bruder, der in meinen Gefühlen und Gedanken las wie in einem aufgeschlagenen Buch. „Wer von uns hat vorhin noch behauptet, dass dieser Abschaum bleiben kann, wo der Pfeffer wächst?“

„Ich kann nichts dafür!“, verteidigte ich mich. „Mein Bauchgefühl sagt mir bloß, dass wir ihm zumindest etwas Starthilfe geben sollten. Immerhin hast du gesagt, dass er noch gebraucht wird!“

„Ah ...“

Gab sagte nichts mehr, doch seine Gedanken konnte er nicht vor mir verschließen. Also wusste ich, dass er wusste, dass dieses „Bauchgefühl“ nicht von ungefähr kam, sondern ein bedeutsames Signal darstellte.

„Also gut“, seufzte er schließlich. „Und wie hast du dir das gedacht?“

„Moment mal“, unterbrach uns Black heiser. „Ihr redet hier über mich, als wäre ich ein Einrichtungsgegenstand. Ich sagte, ich komme alleine zurecht! Jetzt VERSCHWINDET endlich!“

Am liebsten hätte ich ihn gepackt und geschüttelt, weil er trotz

seines erbärmlichen Zustandes noch immer genauso arrogant und ätzend daherkam wie eh und je. Dem Drang widerstehend, ihm mental in den Hintern zu treten, knurrte ich bloß: „Das hat man davon, wenn man dir helfen will, du undankbares Stück Dreck!“

„Du kennst mich doch und solltest wissen, dass du keine Dankbarkeit von mir erwarten kannst, Fantast!“, stellte er ungerührt fest.

Ohne ihn zu beachten fuhr ich an Gab gewandt fort: „Ich denke, ich kann ihm geben, was er braucht. Eine Art ‚Instantnahrung‘. Vielleicht ist es nicht genug, um ihm seine gewohnte Stärke zurückzugeben, doch sicherlich besser als nichts ...“

„Du willst ihm eine Erinnerung von dir einflößen? Keine schlechte Idee!“, gab mein Bruder zurück. „Aber mach bitte schnell, ich finde es hier echt deprimierend.“

Da stimmte ich zu. Meine anfängliche Furcht vor dem Schritt in dieses dunkle Reich war zwar längst gänzlich verflogen, doch ein gewisses Unbehagen, das beinah an körperliches Unwohlsein grenzte, hielt sich hartnäckig. Es half mir zumindest dabei, eine passende Erinnerung heraufzubeschwören. Diejenige, die sich beim Thema Angst zuerst aufdrängte, war genau die Art von Seelenstriptease, die ich um jeden Preis vermeiden wollte, da sie den Schwarzen Mann selbst betraf. Nein, diese Genugtuung würde ich ihm nicht gönnen! Stattdessen konzentrierte ich mich auf eine andere Erinnerung, die auf ihre Art mindestens genauso furchtbar war und mir noch immer hin und wieder Alpträume bescherte: das Gefühl, vom Teufel persönlich besessen zu sein.

Leicht war es nicht, mich dem dunklen, ungeliebten Gesellen vor mir zu öffnen. Es erforderte meine gesamte Selbstdisziplin, um die negative Emotion, die ich normalerweise verdrängte, nicht nur zuzulassen, sondern auch noch aktiv zu teilen. Mit zusammengebissenen Zähnen schickte ich mich schließlich an, ihn zu berühren, um ihm das Gefühl zu vermitteln. Doch er

machte eine erschrockene Abwehrbewegung.

„Bleib mir vom Leib!“, murmelte er, allerdings längst nicht mehr so abweisend und arrogant wie eben. „Das ist unnötige Qual für uns beide ... Aaah, aber du bereitest mir gerade das Äquivalent eines Zuckerflashes! Gar nicht mal übel für eine bloße Erinnerung.“

Es war das Höchste an Anerkennung, was ich von ihm erwarten durfte. Deshalb gab es mir das warme Leuchten zurück, das ich in der Zwischenzeit fast vollständig verloren hatte.

Black erhob sich. Mittlerweile sah er beinahe wieder aus wie früher, nur noch immer ohne den Hut. Er reckte und streckt sich und wurde dabei merklich größer. Sein Grinsen weckte alte Abneigungen, deshalb sagte ich rasch: „Ok, wir gehen jetzt besser. Komm, Gab!“

Dieser hatte sich bis dahin zurückgehalten. Auch bei ihm spürte ich eine deutliche Zunahme negativer Gefühle, deshalb beeilten wir uns, den Rückweg anzutreten.

„Wir sehen uns!“, rief Black uns hinterher, als wir uns umwandten, um gemeinsam zurück in die irdische Dimension zu schreiten.

3.

Beim Erwachen fühlte ich mich so gerädert, als hätte ich den ganzen Tag lang körperlich geschuftet.

„Ich wusste gar nicht, dass Schlafen derart anstrengend sein kann“, stöhnte Debbie neben mir. Sie hielt sich den Kopf und wirkte mindestens genauso mitgenommen.

„Wir hatten unheimliches Glück, dass Lu nicht zu Hause war“, murmelte ich. „Sonst wäre dieser Besuch noch sehr viel anstrengender und gefährlicher geworden – wenn nicht gar unmöglich.“

„Ich weiß“, nickte meine junge Begleiterin. „Bringst du mich wieder nach Hause? Ich schätze, Schule ist jetzt nicht so mein

Ding.“

„Dann ruf an und melde dich wenigstens krank.“

Mit Blick auf die Uhr stöhnte ich und fügte trocken hinzu: „Ok, vergiss es. Ich schreib dir eine Entschuldigung für den Tag. Entweder du kommst mit mir nach Quebec oder ich bringe dich zur nächsten Tramstation. In jedem Fall solltest du dich mal zu Hause melden, sonst macht deine Mutter sich Sorgen.“

„Wieso, wie spät ... Hypertrash, verdammter!“

Sie fluchte ungehemmt beim Spähen auf ihr Wristcom. Es war bereits früher Nachmittag. Synchron telefonierten wir – ich mit meinem Kontakt in der kanadischen Provinzhauptstadt, sie mit Annie. Währenddessen erhoben wir uns bereits wieder in die Luft und ich machte die Möglichkeiten ausfindig, wie meine Enkelin den Weg zum elterlichen Wohnhaus antreten konnte. Bringen würde ich sie nicht mehr dorthin, sonst wäre das Ärztetreffen vorbei, bis ich eintraf.

Trocken bemerkte sie: „Du könntest wesentlich schneller unterwegs sein, wenn du endlich auf deine geliebten Flugmaschinen verzichten würdest. Für mich und andere Passagiere sind sie praktisch, aber dich halten sie eigentlich nur auf.“

Verwirrt starrte ich sie an, was sie mit einem schelmischen Lächeln quittierte.

„Anscheinend weiß ich mal wieder mehr über dich als du selbst. Kommt dir bekannt vor, oder?“

„Oh ja, und wie!“, grollte ich und merkte, wie mein hitziges Temperament zuschlagen wollte.

„Wenn du mich zurückbringst, verrate ich es dir unterwegs.“

„Ich wusste, dass du mich damit jetzt erpresst!“

Vergeblich zermartete ich mir das Hirn nach der Bedeutung ihrer kryptischen Worte.

„Ich ERPRESSE dich nicht“, gab sie würdevoll zurück. „Ich helfe dir lediglich. Wenn du mich alleine zurückschickst, bleibt nicht genug Zeit, es dir zu sagen.“

„Du hättest es längst tun können!“

Mein Tonfall war bitter, obwohl keine Veranlassung dazu bestand. Immer wieder tauchten Dinge auf, an die Gab sich viel eher und leichter erinnerte. Mir war klar, dass der Grund allein darin lag, fast ein ganzes Jahrhundert in diesem Körper zugebracht zu haben, den größten Teil davon ohne Erinnerung an mich selbst. Wie erwartet entgegnete Debbie: „Hätte ich gemacht, wenn es kein spontaner Geistesblitz gewesen wäre, der mich auf dem Rückweg aus der Hölle heimsuchte. In dem Moment fand ich es nicht so passend ...“

Seufzend ergab ich mich und schlug die gewünschte Richtung ein.

Sie ließ mich noch einen Augenblick lang schmoren, dann sagte sie leise: „Bei einer unserer früheren Begegnungen, bei der ich dich in dieser Dimension besuchen kam, hast du mich gefragt, wie ich es fertigbringe, ohne Zeitverlust den Ort zu wechseln. Erinnerst du dich? Das war ganz am Anfang deiner Beziehung zu Zoey, kurz nach eurem Abenteuer mit dem Gedankenvernichter-Dämon und der anschließenden Amnesie.“

Ihre Worte beschworen die Bilder herauf, inklusive der schönen und schrecklichen Erinnerungen an jene Zeit.

„Wie könnte ich das jemals vergessen? Du hast mir gesagt, dass du dich dazu auf eine Ebene außerhalb der Zeit begibst – der Grund für meine eigene Fähigkeit, mich bei Trennung von diesem Körper in die Vergangenheit zu begeben. Wenigstens weiß ich jetzt, was du damals gemeint hast.“

„Und warum nutzt du dein Wissen dann nicht?“

Ich starrte sie an.

Sie erwiderte den Blick so heiter und gelassen, dass ich den Gedanken an einen Witz auf meine Kosten sofort wieder verwarf. Stattdessen fragte ich so ruhig wie möglich zurück: „Wie stellst du dir das vor? Soll ich meinen Körper irgendwo ‚parken‘ und als Geist durch die Gegend reisen?“

„Nö, du nimmst ihn schon mit. Nur bei realer Kleidung dürfte dir das schwerfallen, da du diese nicht bis auf atomare Ebene zerlegen kannst ...“

Allmählich dämmerte mir, worauf sie hinauswollte. Der Gedanke schien ungeheuerlich, gleichzeitig so simpel, dass ich mich fragte, warum ich nicht längst darauf gekommen war.

„Du meinst, ich könnte mich selbst teleportieren?“

„Ein Versuch wäre es zumindest wert, denkst du nicht?“

Natürlich war es das!

Während des gesamten Rückfluges, den ich nicht einmal besonders beschleunigte, um noch Zeit zum Nachdenken zu haben, suchte ich nach dem nötigen Wissen in mir, um mein Vorhaben durchzuziehen, und stieß auf den Haken an der Sache.

„Selbst wenn es mir gelingt, mich zu dem Ärztekongress zu beamen - wo kriege ich was zum Anziehen her?“

Debbie prustete los.

„Das ist nicht dein Ernst, oder?“

Ihr Heiterkeitsausbruch schien mir völlig unpassend, da mir dieses Problem durchaus zu schaffen machte. Natürlich war ich in der Lage, mir jede beliebige Kleidung vorzustellen. Sie würde mich selbst wärmen und meine Blöße bedecken. Allerdings nur vor meinen Augen sowie vor denen einiger weniger Menschen, denen ich das entsprechende Bild davon mental vermitteln konnte. Dies war eigentlich die Fähigkeit meines Bruders. Er vermochte riesige Menschenansammlungen auf einmal zu beeinflussen, über die Medien bei Bedarf sogar ganze Völker.

Ich besaß einen winzigen Teil seiner Kraft, so wie er ein wenig meiner Vorstellung nutzen konnte - für sich selbst ausreichend, um so nützliche Dinge wie Zahnbürste, Taschentuch oder ein Glas zu erdenken. Auch einen Stuhl bekam er hin. Man musste kaum Angst haben, dass er nicht stabil genug war, um sich darauf zu setzen. Mir hingegen war es möglich, bis zu sechs Menschen in näherer Umgebung

gleichzeitig das Bild meiner vorgestellten Dinge glaubhaft zu vermitteln, so dass sie den Heli sahen oder eben gedachte Hosen. Doch das Treffen würde gemeinsam mit ungefähr dreißig Medizinern stattfinden. Wie sollte ich das managen, ohne peinlich aufzufallen?

„Also, wenn DAS deine größte Sorge ist, dann brauche ich mir sicherlich keine Gedanken darum zu machen, dass du unterwegs verlorengehen könntest.“

„Äh – wie bitte?“

„Das wäre in meinen Augen die größere Gefahr“, nickte sie. „Kleidung!“

Die wegwerfende Handbewegung sagte alles. „Zur Not borgst du dir welche – sofern dir entfallen sein sollte, wie du auf elektronischem Weg an dein Geld rankommst, um sie dir legal zu besorgen.“

„Oh, na klar!“

Wieder mal waren ihre Gedankengänge so nüchtern und logisch, dass sie mich unweigerlich an meinen alten Freund Timo erinnerte, auf dessen Gesellschaft ich nun schon seit beinahe vierzig Jahren schmerzlich verzichten musste. Noch immer vermisste ich ihn, doch Debbie füllte diese Lücke auf erstaunliche Weise.

„Könntest du das mit dem ‚Verlorengehen‘ bitte etwas präzisieren?“, fügte ich leicht beunruhigt hinzu.

„Null Problemo – obwohl du es dir eigentlich selbst denken kannst ... alles eine Frage von Konzentration und Fokussierung. Wenn Start- und Zielpunkt nicht hundertprozentig definiert sind, du die benötigte Energiemenge nicht exakt einschätzt oder versuchst, eher anzukommen, als du gestartet bist, landest du im Nirwana. Wortwörtlich. Und dich da wieder rauszuholen, wird mir in diesem Zustand ziemlich schwerfallen. Vermutlich wärst du darin gefangen, bis es Jesh und mir gemeinsam gelingt – oder ein Wunder geschieht ...“

Ich wusste genau, was meine Begleiterin damit andeuten

wollte und dass es keineswegs ratsam war, sich auf dieses sogenannte „Wunder“ zu verlassen. Auch wenn ich der Macht, die es bewirken würde, hundertprozentig vertraute, wusste ich mit ebensolcher Gewissheit, dass sie selbst verschuldete „Unfälle“ dieser Art garantiert weder guthießen noch folgenlos entschuldigen würde. Dazu stand ich schon viel zu lange in ihrem Dienst. Und auch wenn ich seit Anbeginn der Menschheit eine sehr große Affinität zu ihr besaß und mir menschliches Denken und Handeln buchstäblich in Fleisch und Blut übergegangen waren, konnte ich doch nicht mehr Unwissenheit als Grund für meine Impulsivität vorschieben.

„Ok, dann sollte ich vielleicht mit einer kurzen vertrauten Strecke üben“, stimmte ich zu. „Wenigstens kenne ich einen Ort in Quebec gut genug, um es zu versuchen.“

Wir landeten nicht direkt auf dem Grundstück, da das Mädchen behauptet hatte, nach der Schule noch zu einer Freundin gegangen zu sein. Der Ärger deswegen würde sich in Grenzen halten. Immerhin hielten seine Eltern es zumindest für groß und vernünftig genug, um nichts Verbotenes oder Dummes anzustellen.

„Manchmal machen mich diese Heimlichkeiten ganz krank“, murmelte es neben mir. Dem konnte ich nur zustimmen. Mir selbst fiel es keinesfalls leicht, meiner eigenen Tochter gegenüber nicht offen sein zu dürfen. Ich wusste, dass sie zumindest von Debbies und meiner inneren Verbindung eine ungefähre Ahnung hatte. Sie schob es auf die Verwandtschaft mit Zoey und mir. Sowohl meine Frau als auch ich selbst waren als Eltern einer eher durchschnittlich veranlagten Tochter recht ungeeignet gewesen, wie wir schmerzvoll in Annies Jugend feststellen mussten. Doch unser Verhältnis zu ihr hatte sich später merklich gebessert.

Nun, da ihre Mutter längst gestorben war und ich als Dauergast in ihrem Haus lebte, akzeptierte sie meine und Debbies Besonderheiten und schaffte es auch, ihren Mann Piet

immer wieder zu beruhigen, wenn er sich Gedanken um den Geisteszustand seine Tochter machte.

Dieser Sorge entthob diese ihn weitgehend, seitdem sie sich an alles erinnerte. Zuvor war es nicht so perfekt gelungen, ihre besonderen Fähigkeiten vor den Eltern zu verbergen, da sie unbekümmert mit ihnen umging – eben wie ein kleines Mädchen, das ihren Vorteil daraus gern ausnutzte. Seit diesem Tag war jedoch keiner vergangen, an dem wir offen und vollkommen ehrlich mit Annie und Piet reden konnten. Und das machte uns sehr zu schaffen.

„Ich denke, dass es nur noch für eine kurze Zeit ist“, gab ich ermunternd zurück. „Bald werden die Karten eh aufgedeckt – und neu gemischt ...“

Sie seufzte völlig untypisch für eine Zehnjährige.

„Kommst du noch ein kleines Stück weit mit?“, fragte sie dann und blinzelte mir verschwörerisch zu. „Dann kann ich dich bei deinem ersten Versuch wenigstens etwas unterstützen.“

„Du könntest genauso gut hier warten“, grummelte ich, setzte mich jedoch gleich darauf neben meiner Enkelin in Bewegung. Wir grüßten einen Nachbarn, der mit dem Hund spazierenging und warteten, bis er außer Sichtweite war. Dann fokussierte ich mich auf die nächste Hausecke, dachte mich mit aller Macht dorthin und löste gleichzeitig meinen menschlichen Körper in seine Atome auf.

Das Gefühl dabei zu beschreiben, ist gar nicht einfach. Ein Moment der völligen Desorientierung, gepaart mit dem vertrauten, nur leicht unangenehmen Eindruck des Sterbens und gleichzeitig ein enormer Sog, der jedes Teilchen von mir wie ein Staubsauger durch eine enge Röhre zog. Dies alles im Bruchteil einer Sekunde, bevor ich mich in der anderen Dimension wiederfand – direkt vor der gewünschten grauen Hauswand. Dann die Konzentration darauf, meinen Körper wieder zusammenzubasteln, das Erinnerungsvermögen seiner Atome auszunutzen, bis er sich vollständig vor mir befand. Schließlich

der Schritt zurück ...

Tief durchschnaufend erhob ich mich, bedeckte die nackte Haut sogleich mit einem gedachten Umhang.

Vor mir stand ein Schulmädchen, das mir schmunzelnd meine reale Kleidung reichte.

„Na also“, sagte es zufrieden. „Es hat zwar einiges länger gedauert, als ich gedacht hätte, aber wahrscheinlich kommt die Schnelligkeit mit der Übung.“

„Wie lange war ich denn weg?“

Mein rascher Blick auf die Uhr sagte mir nicht viel, da ich vorher nicht daran gedacht hatte, die Zeit zu nehmen. Nur, dass es keinesfalls besonders lange gewesen sein konnte – nicht mehr als ein paar Minuten. Höchstens.

„Ich hab nicht genau gemessen, aber immerhin habe ich es geschafft, in der Zwischenzeit deine Sachen einzusammeln und die fünfzig Meter von dort nach hier zurückzulegen“, antwortete Debbie ernst. „Also bestimmt zwei Minuten!“

Erleichtert atmete ich auf.

„Theoretisch müsstest du es in ungefähr zwanzig Sekunden schaffen“, ergänzte sie.

„Und woher weißt du das so genau?“, gab ich schnippisch zurück. „Es ist schließlich mein Körper, den ich da zerlegen und wieder zusammensetzen muss.“

„Schon gut – du bist der Meister des atomaren Zusammenbaus“, winkte sie beschwichtigend ab. „Theorie und Praxis klaffen eben doch manchmal etwas auseinander.“

Tief durchatmend klärte ich meine Gedanken, um irgendwo in meinem unerschöpflich scheinenden Gedächtnisspeicher die Information darüber auszugraben, wie viel Zeit eine atomare Bindung benötigte, aus wie vielen Atomen mein Körper bestand und wie viele Aktionen jener Art gleichzeitig stattfinden mussten, um diese beeindruckende Leistung zu vollbringen.

„Wie kommst du darauf, dass ich pro Sekunde ungefähr sieben bis acht Billionen Atome binden kann?“

„War nur eine grobe Schätzung, wenn du dir dabei Zeit lässt.“

Mittlerweile waren wir ein Stück weitergegangen, unser Heim lag direkt um die Ecke.

„Tust du mir einen Gefallen und packst die Klamotten in deinen Rucksack?“, bat ich meine Begleiterin nervös. „Ich hab jetzt weder große Lust, deinen Eltern über den Weg zu laufen, noch, mich hier auf der Straße auszuziehen. Du kannst mir den Krempel anschließend einfach ins Zimmer werfen.“

„Ok, ausnahmsweise. Aber nur, weil es das erste Mal für dich ist. Ich denke, für die Zukunft fällt dir bestimmt was Praktischeres ein.“

Ich nickte, bedankte und verabschiedete mich. Garantiert bekam ich eine elegantere Lösung für das Kleiderproblem hin, doch momentan war ich einfach zu hibbelig und zu aufgereggt. Selbst wenn ich für den „Sprung“ nur zwei Minuten veranschlagte, wurde die Zeit langsam knapp! Vor allem, wenn ich mich am Ziel erst mal um ein angemessenes Outfit kümmern musste. Bis zum Beginn des Treffens blieb keine Viertelstunde mehr. Ich hatte zwar bereits angedeutet, dass es etwas später werden könnte, doch eigentlich wollte ich lieber pünktlich erscheinen. Vielleicht nur nicht unbedingt im Adamskostüm.

Wie erwartet blieb das Mädchen erwartungsvoll stehen, anstatt direkt nach Hause zu marschieren. Unter ihrem prüfenden Blick fiel es mir doppelt schwer, die nötige Konzentration aufzubringen, doch schließlich hatte ich es vorhin schon mal fertiggebracht. Ich rief mir den Ort haargenau in Erinnerung, zu dem ich hinwollte und löste diesen Körper auf, sobald mein inneres Bild perfekt war.

Wieder das haltlose, irritierende Gefühl bei der Trennung von meiner nicht mehr existenten Hülle, gleichzeitig der mächtige Sog. Diesmal war ich darauf vorbereitet und es kam mir weniger unangenehm vor. Überrascht stellte ich fest, dass ich die

gewaltige Entfernung nach Kanada genauso gedankenschnell zurückgelegt hatte, wie die fünfzig Meter beim Probedurchlauf. Ich befand mich auf dem „Besucherörtchen“ des Tagungsortes, wo sich außer mir zurzeit glücklicherweise keine Menschenseele aufhielt. Neugierig betrachtete ich mein Spiegelbild. Natürlich gab es keins. Doch ich wollte sehen, wann und wie mein Körper für meine Umgebung sichtbar wurde, wenn ich ihn neu erschuf. Deshalb tat ich es dort, wo das Spiegelbild auf den Boden fiel.

Indem ich einen Teil meiner Aufmerksamkeit diesem Phänomen widmete, brauchte ich mindestens ebenso lange wie beim ersten Mal. Aber es war sehr faszinierend, dabei aus dem neuen Blickwinkel zuzusehen. Wie in einem uralten Star-Treck-Film materialisierte sich mein Körper langsam, war erst durchscheinend und wurde dann fester. Wenigstens sah es nicht besonders ekelig oder abstoßend aus, auch wenn meine inneren Organe zeitweilig zu sehen waren.

Dann erregte ein Geräusch meine Aufmerksamkeit. Jemand schickte sich an, die Tür zu öffnen!

Ich schlug die Augen auf, sprang im selben Moment auf und verschwand lautlos in der nächsten Kabine. Der Besucher – einer der Ärzte, mit denen ich mich gleich treffen wollte – trat ein und besetzte die Zelle neben mir. Ich wartete, bis er beschäftigt war, um mich dann ebenso leise aus dem Staub zu machen. Erst als ich auf die Straße trat, wurde mir bewusst, dass ich bis dahin jeden Kontakt mit bekannten Menschen gemieden hatte und begann mich zu fragen, warum. Längst trug ich gewohnte, wenn auch nur gedachte Kleidung und war problemlos imstande, zufälligen Passanten ein entsprechendes Bild zu vermitteln. Dennoch kam ich mir vor wie ein Einbrecher auf der Flucht.

Vielleicht musste ich selbst erst mal mit dieser neu entdeckten Fähigkeit klarkommen, bevor ich Außenstehende daran teilhaben ließ? Oder es gab noch einen anderen Grund. Jedenfalls hatte ich das dringende Bedürfnis, sie geheim zu

halten. Diese Reisemöglichkeit erschien mir wie ein Schatz, den ich sorgfältig behüten musste. Da mein Instinkt mich eigentlich nie trog, folgte ich ihm, vertraute darauf, dass die Entscheidung richtig war.

In nagelneuen, jedoch vom Stil her gewohnten Jeans sowie einem dezenten T-Shirt verließ ich kurze Zeit später ein kleines Geschäft im nah gelegenen Einkaufszentrum. Mehr an realer Kleidung trug ich nie, auch wenn dies schon mal witterungsbedingte Blicke auf sich zog. Hier war mein Prinzip längst, mich nicht nach kleinlichen Konventionen zu richten oder kurzlebigen Modeerscheinungen zu folgen.

Deshalb war mir auch völlig gleichgültig, dass die Menschen, denen ich ungefähr fünf Minuten später förmlich die Hand gab oder freundschaftlich auf die Schulter klopfte, fast ausschließlich in Hemd und Sakko erschienen waren.

„Es ist schön, dass du es doch pünktlich geschafft hast“, bemerkte Dr. Renee Bernard bei einer herzlichen Umarmung. Die sympathische Fünzigjährige, die ich seit mehr als drei Jahren kannte, lächelte warm. Sie gehörte zur Leitung des Herzforschungszentrums von Quebec, wo dieser „Kongress“ stattfand. Es war der erste seiner Art und sorgte bereits jetzt für jede Menge Aufsehen in der Ärztwelt. Wobei ich mich insgeheim fragte, wie lange das Wissen, das es den beteiligten Medizinern vermitteln würde, noch sinnvoll und nützlich sein konnte. Dennoch hatte ich meine aktive Beteiligung an der Sache zugesichert. Immerhin ging es dabei um die Rettung von Menschenleben – oder zumindest um bessere medizinische Versorgung.

Der Vortragsraum war medientechnisch perfekt eingerichtet. Er ermöglichte eine Liveschaltung zu einem weiteren Raum, der für seine Zwecke ebenfalls gut ausgestattet war. Dort befanden sich bereits zwei Männer und eine Frau in Weiß, die eifrig letzte Vorbereitungen für die geplanten „Vorführungen“ trafen. Sie

bekamen mein Eintreffen über Com mit, gaben mir den Daumen hoch und lächelten mir zu.

Diesem ebenfalls gut bekannten Team winkte ich zurück und nickte bestätigend, als sie mich fragend ansahen. Ja, ich war bereit, um wie abgesprochen nach der offiziellen Begrüßung zu ihnen zu stoßen.

Renee stellte mich vor. Beim Erheben ertete ich wohlwollenden Applaus. Nicht alle Gesichter sagten mir etwas, obwohl es sich um führende Mediziner mehrerer Fachgebiete handelte, die sich aus mindestens acht Ländern hier eingefunden hatten. Bisher waren meine Kontakte in dieser Richtung sehr viel spärlicher gesät als zu Hilfsorganisationen und Spezialeinheiten. Mir fiel es noch immer wesentlich schwerer, mich von meiner „verletzlichen“ Seite zu präsentieren, als im Rahmen sonstiger Hilfstätigkeit vor die Kamera zu treten. Dennoch war ich fest dazu entschlossen. Wenn nicht jetzt, wann dann?

Eigentlich hätte ich es schon viel, viel eher tun können, doch meinen inneren Schweinehund dafür zu überwinden war halt ziemlich schwer. Außerdem hatte ich als Entschuldigung immer genug andere, wichtigere und dringendere Angelegenheiten gehabt. Im Grunde hätte ich für die Rolle bei dieser „Show“ nicht mal mein Gesicht zeigen müssen. Es wäre mir eindeutig lieber gewesen. Doch die Fachärztin für Herzchirurgie bestand darauf, mich dem versammelten Ärztekollegium vorzustellen. Bei dem, was ihnen gezeigt werden sollte, sah ich die Sinnhaftigkeit sogar ein. So kam wenigsten niemand auf die Idee, dass hier illegale Versuche am lebenden Menschen stattfanden. Dennoch wurde ich direkt mit einem Fragenhagel bombardiert, bevor ich dazu kam, den Raum zu verlassen:

„Stimmt es, dass Sie sich komplett freiwillig für diese Versuche zur Verfügung stellen?“

„Haben Sie so etwas schon einmal gemacht?“

„Ist es wahr, dass Sie unbegrenzte Selbstheilungskräfte besitzen und es nicht möglich ist, dass Sie bei der Aktion sterben ...“

Solche und viele ähnliche Fragen prasselten auf mich ein, so dass die Gastgeberin der Versammlung schließlich um Ruhe bat. Ich fühlte mich wie bei einer Pressekonferenz, machte mich bereit, auf alles eine Antwort zu geben. Doch Renee löste die Sache geschickt, indem sie sagte: „Wir verstehen sehr gut, dass Sie jede Menge Fragen haben. Doch vielleicht sparen Sie sich diese für später auf? Vieles von dem, was Sie wissen möchten, beantwortet sich sicherlich gleich von selbst. Das Einzige, was Simon Ihnen noch einmal bestätigen sollte, ist die absolute Freiwilligkeit der Aktion.“

Ich bestätigte feierlich, dass ich das Ganze aus freien Stücken tat und die Vorführung jederzeit abbrechen konnte. Dann verließ ich unter heftiger werdendem Geraune den Raum.

Auch wenn ich die anschließenden Diskussionen in Kleingruppen recht amüsant fand, konzentrierte ich mich nun lieber darauf, mich meiner eben erst erstandenen Kleidung wieder zu entledigen, den bereitliegenden weißen „Lendenschurz“ umzubinden und so spärlich bekleidet den vorgesehenen OP-Saal aufzusuchen. Er befand sich in bequemer Entfernung für mich, um die Reaktionen der Zuschauer live zu verfolgen – nicht nur über Com. Ich begrüßte die drei Fachärzte für Organtransplantationen, die als erstes ihre Kunst zeigen durften. Danach sollten Spezialisten aus der Endoprothetik zum Zuge kommen. Diese Bereiche hatten wir ausgewählt, weil die erzielten Fortschritte darin am eklatantesten waren.

Annette, für die laufende Dokumentation zuständig, wandte sich zur Kamera, indem sie die Tonübertragung in den großen Konferenzraum einschaltete.

„Ich begrüße Sie zur ersten Demonstration an diesem Nachmittag, bei der wir Ihnen bahnbrechende

Neuentwicklungen der bionischen Organe Herz, Lunge und Niere zeigen möchten sowie deren erfolgreich vereinfachte Integration in den menschlichen Körper ...“

Während dieser einleitenden Worte begannen die beiden Chirurgen damit, die entsprechenden Organe bei mir freizulegen. Noch zeigte die Kamera eine Totale, so dass für die Zuschauer auf der anderen Seite deutlich zu erkennen war, dass ich keinesfalls dabei schlief.

„Wie Sie sehen, bereiten meine Kollegen die für Sie interessanten Eingriffe etwas unkonventionell vor, um unnötige Wartezeit zu vermeiden, und sowohl dem Team als auch Ihnen einen besseren Einblick in unsere Arbeit zu gewähren. Ich würde Sie bitten, diesen Teil der Vorführung nicht bei einem Ihrer Patienten anzuwenden“, fuhr Annette fort. Ihr letzter Satz wurde von den Fachleuten im anderen Raum mit nervösem Gelächter beantwortet.

Die beiden Mediziner gingen bisher in der Tat rasch und routiniert, jedoch nicht sehr feinfühlig vor. Undenkbar, dies bei einem lebenden Menschen zu tun, ohne ihm furchtbaren Schaden zuzufügen oder gar sein Leben zu riskieren! Doch es war wichtig, dass in der zur Verfügung stehenden Zeit möglichst viel von dem gezeigt werden konnte, was dieses fabelhafte Team in den vergangenen drei Jahren geleistet hatte.

„Wir beginnen mit dem Kernstück unserer Arbeit, dem autonomen künstlichen Herzen, für dessen Entwicklung und erfolgreiche Testung eigentlich acht bis zehn Jahre veranschlagt waren. Dank unseres unbezahlbaren Zuwachses im Forschungsteam konnte diese Zeit auf knappe drei Jahre gedrückt werden, wobei die Testzeit nur unglaubliche drei Monate betrug.“

Die Ärztin zeigte das geniale Teil in die Kamera, erwähnte die natürliche Formgebung, die neuartige Verbindung zwischen organischem und anorganischem Material, die eine rasche und gute Verträglichkeit beim Menschen zur Folge hatte sowie die

besonderen Features, die einen „Einbau“ in kürzester Zeit zuließen.

Ich beobachtete ihr Gesicht aus der Zuschauerperspektive, sah die beiden Akteure im Hintergrund sowie mich selbst und musste zugeben, dass ihr Handeln bis jetzt eher an die Obduktion einer lebenden Leiche erinnerte. Es war witzig, die unterschiedlichen Reaktionen im Saal zu beobachten. Sie reichten von gleichmütigem Abwarten über Faszination bis zu Entsetzen. Dabei waren die Informationen über mich, die jeder Gast vorab erhalten hatte, sorgfältig und klar formuliert gewesen.

Besonders zwei Frauen regten sich furchtbar auf und wurden von Renee und zwei weiteren Mitarbeitern des Instituts beiseitegenommen. Sie versuchten, die hysterischen Gelenkspezialistinnen zu beruhigen.

„Das können Sie doch nicht zulassen!“, jammerte die eine immer wieder. „Der Mann wird sterben, das ist Folter! Wie können Sie nur ...“

Die zweite stöhnte ununterbrochen, hielt sich die Augen zu, um dann doch wieder hinzusehen und fassungslos den Kopf zu schütteln.

Annette machte eine Redepause, in der ich sie leise bat: „Kannst du mal ganz kurz mein Gesicht mit einblenden? Ich muss da dringend was klären.“

Sie kam meiner Aufforderung umgehend nach. Daryl und Steve, meine beiden „Peiniger“, deren Behandlung mir bisher nur das übliche Unbehagen zerstörter Molekülketten bereitete, hielten ebenfalls in ihrem Tun inne, winkten und lächelten breit.

„Liebe Damen, die direkt neben Doktor Bernard sitzen“, sagte ich mit freundlichem Blick in die Kamera. Gleichzeitig beobachtete ich, wie die beiden hysterischen Weibsbilder auffuhren und in Richtung 3D-Projektion in der Mitte des Raumes starteten, ebenso wie alle anderen Anwesenden.

„Wenn Sie den Worten meiner hoch geschätzten Partnerin

nicht vertrauen, dass es mir gutgeht, ich weder unter unzumutbaren Schmerzen leide noch kurz vor einem Kreislaufkollaps stehe, dann glauben Sie wenigstens mir. Dies gilt selbstverständlich auch für alle anderen Anwesenden. Wenn es Sie beruhigt, werde ich zwischendurch immer mal wieder ein paar Worte einwerfen oder einen Witz reißen. Natürlich nur, wenn es das Team hier nicht zu sehr von der Arbeit ablenkt. Sie sind schließlich hier, um die Resultate unserer Optimierungsbemühungen zu sehen und nicht, um mich als Alleinunterhalter zu erleben. Ich bin auch kein guter.“

Das brachte ungefähr die Hälfte der versammelten Fachkompetenz erneut zum Lachen.

„Ich dachte, er könnte uns hier weder sehen noch hören“, murmelte ein grauhaariger Mediziner stirnrunzelnd. „Ich jedenfalls hätte es so eingerichtet.“

„Eigentlich funktioniert die Tonübertragung auch nur einseitig. Das Com drüben sollte mittlerweile auch abgeschaltet sein, damit das Ärzteteam größtmögliche Ruhe hat“, entgegnete Dr. Martine DeVries schmunzelnd. Sie war ein weiteres Mitglied des Kernteams – Spezialistin für Prothesen, die den zweiten Teil der Demonstration durchführen sollte. „Aber bei unserem Simon schaffen Sie das nur, wenn Sie sich weit genug von ihm entfernen. Ich schätze, mindestens fünf Kilometer. Genau weiß ich es nicht. Selbst dann würde ich mir an Ihrer Stelle nicht hundertprozentig sicher sein, dass ich nicht von ihm beobachtet werde ...“

Das brachte den älteren Mann zum Schweigen. Nachdenklich betrachtete er das Bild vor ihm, das sich nun in Großaufnahme auf das schlagende Herz und dessen unmittelbare Umgebung konzentrierte sowie auf die geschickten Hände des Chirurgen, der das Organ fachmännisch entnahm und das neu entwickelte, vollkommen in den menschlichen Kreislauf integrierbare bionische Gegenstück dazu einsetzte.

Annette begleitete die Handlungen verbal, erläuterte jeweils, welche Neuerungen es gab und wie sie dem Patienten oder dem behandelnden Arzt halfen. Alle Zuschauer folgten gebannt dem Geschehen, machten sich eifrig Notizen und niemand fragte mehr nach meinem Gesundheitszustand oder regte sich im Mindesten darüber auf, was im OP-Saal geschah.

Erschöpft aber zufrieden sortierte ich mich nach mehr als anderthalb Stunden OP nach dem Ausschalten der Kamera neu und gab Steve, unserem Leader und „Chefkonstrukteur“ für künstliche Organe, seine „Babys“ zurück. Dieser packte sie sorgfältig in die extra dafür vorgesehenen sterilen Behälter und murmelte: „Brav gemacht, meine Kleinen ... Das haben sie doch, oder nicht?“

Die Frage war an mich gerichtet. Ich nickte. „Ebenso gut wie bei den letzten Versuchen.“

Während des Umziehens sowie auf dem Rückweg zum Konferenzraum berichtete ich den anderen von den Reaktionen unserer Gäste.

Daryl lachte. „Schade, dass wir ihre Gesichter nicht sehen konnten. Obwohl – mein eigenes hat bei deinem ersten Besuch hier sicherlich genauso ausgeschaut.“

„Ich denke, es war ein voller Erfolg“, stellte ich fest. „Nach dem Anfangsschock starrten sie alle wie gebannt auf die Übertragung und keiner hat auch nur einen Piep gesagt. Sie hingen dir förmlich an den Lippen, Annette!“

„Das will ich doch hoffen!“, gab die selbstbewusste Frau augenzwinkernd zurück. „Kommt, lasst uns schnell einen Kaffee trinken, bevor wir uns dem Fragengewitter stellen müssen.“

Wir waren beinah dort, als das Licht ausging.

4.

Es blieb keine zwei Sekunden lang dunkel in dem fensterlosen Flur, bevor die Notstromaggregate ansprangen. Diese kurze Zeit reichte mir, um festzustellen, dass die Ursache des Stromausfalls umfassend und katastrophal war.

Während meine Begleiter lediglich „Na sowas!“ und „Schöner Mist!“ brumzten, entrang sich ein verzweifertes Ächzen meiner Kehle. Ich musste mich kurz an der Wand abstützen.

„Was ist mit dir?“, fragte Daryl besorgt, der meinen Gesichtsausdruck beim Aufflammen der Notbeleuchtung bemerkte.

„Da draußen bricht gerade die Hölle los“, brachte ich mühsam hervor. Zum Glück war noch heller Tag, so dass die Panik sich in Grenzen hielt. Im Raum vor uns war der Stromausfall deshalb kaum bemerkt worden – allerdings strömte bei unserem Eintreten alles an die großen Fensterscheiben, um nach draußen zu starren.

Was ist bei dir los, Mic?

Gabs Gedanken wirkten angemessen besorgt. Die Ärzte, die sich vor der hohen Fensterfront drängten, konnten das erschreckende Bild draußen kaum verbergen, auch wenn die Schallisolierung des Gebäudes die zugehörige Geräuschkulisse ausblendete: Stehengebliebene Autos, die teilweise durch auffahrende zusammengeschoben wurden, mittendrin eine bewegungslose Tram, aufgeregte umhereilende Menschen. Hier und da entstanden kleine Rauchsäulen. Innerhalb meines Aktionsradius‘ war ein Teil von mir unaufhörlich damit beschäftigt, dutzende Hubschrauberpiloten vor dem Absturz zu bewahren. Einen flugunfähigen Heli fing ich, kurz bevor er direkt auf dem Gebäudedach aufschlug und setzte ihn sanft darauf ab.

Ich denke, du siehst es selbst, gab ich auf gleichem Wege

zurück, während ich zwei weitere Maschinen abging, die erreichbar für mich waren. Kompletter Ausfall aller elektronischen Geräte. Überall Kurzschlüsse, alles steht. Wonach sieht es denn für dich aus?

Du meinst ... es war ein elektromagnetischer Impuls, der absichtlich ausgelöst wurde? Eine E-Bombe? Das ist verrückt! Warum sollte jemand sowas tun?

Mein Bruder klang irritiert.

Ist doch jetzt völlig egal, es ist passiert und könnte überall so kommen! Pass bitte auf unsere Familie auf und informiere deinen Vater. Sag ihm, dass er möglichst schnell landen soll. Und warn den Präsidenten vor, dass da eventuell etwas Großes auf ihn zukommt. Bestell ihm schöne Grüße von mir ...

Gab schüttelte unwillig den Kopf, was ich beinah ebenso spürte, als würde ich es selbst tun.

Du lebst immer noch in der Steinzeit, Mic! Genau wie die Kanadier ... Die meisten Helis haben hier mittlerweile einen ausreichenden Schutz gegen einen einfachen elektromagnetischen Impuls. Das haben wir in der dritten Klasse gelernt. Dads Arbeitshubschrauber hat garantiert Anti-EMP! Genau wie alle wichtigen Datenübertragungswege dagegen gefeit sind. Selbst mein neues Wristcom hat sowas!

Seine Eröffnung überraschte mich. Anscheinend war ich nicht mehr auf dem neusten Stand der Technik! Etwas, das mir zu denken gab, ebenso wie diese Waffe, deren genaue Auswirkungen ich noch nicht abschätzen konnte.

Danke für die Aufklärung – dann finde lieber heraus, wie groß der Wirkungsradius war und ob noch andere Gebiete betroffen sind.

„Bitte entschuldigen Sie mich, ich sollte sehen, was ich für die Menschen da draußen noch tun kann“, sagte ich laut und verschwand blitzartig, bevor mich irgendwer aufhalten konnte.

Mittlerweile gab es so gut wie keine Helis mehr am Himmel, doch meine feinen Sinne bemerkten eine Passagiermaschine in

einigen Kilometern Höhe, die in den nächsten Minuten unsanft den Boden erreichen würde. Sie war zu groß und zu weit entfernt, um sie auf die gleiche Art zu landen, wie einen Heli. Deshalb kam ich ihr mit meinem vorgestellten Fluggerät entgegen, um im richtigen Moment an Bord zu gelangen. Dazu genügte mir eine gedachte Türöffnung, die genau für den winzigen Augenblick existierte, den ich zum Durchqueren der Flugzeughülle benötigte.

Die beinahe fünfhundert Menschen an Bord des Jumbos befanden sich je nach Charakter in Panik oder in einem tranceähnlichen Schockzustand, aus dem sie mein plötzliches Erscheinen nicht aufrütteln konnte. Erst als sich die Flugzeugnase scheinbar ohne fremdes Zutun sanft wieder hob, er wachten die Piloten aus der verzweifelten, hoffnungslosen Starre, in die sie verfallen sein mussten, als sie ihre Situation begriffen hatten. Die Köpfe fuhren herum, als ich wie selbstverständlich das Cockpit betrat und die Anwesenden freundlich grüßte. Der Copilot erkannte mich als erstes, lehnte sich erschöpft zurück und schloss die Augen.

„Gott sei Dank!“, murmelte er auf Spanisch.

Dann erst begriffen auch die Übrigen, dass sie gerettet waren und brachen in Jubel aus.

„Sagen Sie doch bitte den Passagieren, dass alles in Ordnung ist“, bat ich, auf die Gegensprechanlage deutend, die wie alle übrigen elektronischen Geräte an Bord ausgefallen war. Zögernd drückte der Mann im Pilotensitz den Knopf, brachte mühsam in seiner Muttersprache hervor, dass die Maschine unter Kontrolle war und auf dem nächsten geeigneten Flughafen notlanden würde. Erleichtert bemerkte er, dass seine Botschaft übertragen wurde. Auch die Anzeigen vor ihm funktionierten. Aus der Flugkabine drang jubelnder Beifall. Die Menschen lagen sich in den Armen oder weinten vor Erleichterung. Jetzt erst kamen einige auf die Idee, dass sie mich ja gesehen hatten und streuten die Botschaft, dass der

Fantast sich an Bord befand. Schon bald summt das ganze Flugzeug vor Aufregung.

„Ich begreife nicht, wie Sie es machen, aber Sie sind unsere letzte Rettung, ein echter Schutzengel“, bemerkte der Funker. Er löste sich aus seinem Sitz, umarmte mich nach südländischer Art kurz, aber heftig und machte sich dann eifrig daran, Verbindung mit dem nächstgelegenen Tower aufzunehmen. Dank meiner Überbrückung funktionierte die bordeigene Elektronik zumindest temporär wieder, auch die Maschinen liefen gleichmäßig, als wären sie nie ausgefallen.

Der mit dem Schutzengel ist gut, den muss ich mir merken, kam Gabs amüsiertes Kommentar. Doch er wurde sofort wieder ernst.

Die Fernsender bringen bereits erste Bilder aus Quebec. Sieht übel aus. Aber nicht so schlimm wie in Toronto und Ottawa! Übrigens hat es in allen drei Fällen jeweils ein Gebiet im Umkreis von nur rund 30 Meilen erwischt. Also waren es ganz gezielte Aktionen, darauf ausgelegt, begrenzten Schaden anzurichten. Sie schicken bereits Hilfstruppen aus den umliegenden Gebieten und aus den USA. Es gibt ein paar Brände in deiner Nähe, bei denen du erst mal helfen könntest, bis sie eintreffen.

Das brachte mich wieder in Bewegung. Ich verabschiedete mich hastig von der Crew, winkte den Passagieren noch einmal zu und verschwand, wie ich gekommen war – durch die Bordwand.

Im Absprung entstand mein Fluggerät, das mich innerhalb kürzester Zeit an die Orte bringen würde, die ich aus den Gedanken meines Bruders aufgeschnappt hatte. Überall brannten Gebäude. Die Feuerwehr konnte nicht viel tun, da ihre Löschfahrzeuge nutzlos herumstanden, also versuchten die Anwohner es mit Schaumlöschern, Gartenschläuchen und allem, was greifbar war.

Ich half, wo ich konnte, löschte, befreite Eingeschlossene, barg Verletzte aus abgestürzten Helis, tröstete, machte Mut.

Irgendwann erhielt ich einen Anruf von Renee, deren Com

offensichtlich geschützt war. Sie informierte mich darüber, dass sie das Treffen aufgelöst und die Gäste nach Hause oder ins Hotel geschickt hatte, wo es ging. Doch viele hatten keine Chance, von dort wegzukommen, selbst wenn sie über ein fahrtüchtiges Bodenfahrzeug verfügten. Deshalb war sie dabei, Übernachtungsmöglichkeiten einzurichten.

Ich versprach, dringende Fälle mitzunehmen oder entsprechende Flugmaschinen zu reparieren, sobald ich konnte.

Endlich trafen Rettungskräfte mit einsatzfähiger Technik ein. Sie lösten mich ab, so dass ich dazu kam, mehrere nützliche Kontakte anzurufen. Ich erfuhr, dass trotz der örtlichen Begrenzung ein Großteil Kanadas lahmgelegt worden war, da die wichtigsten Stromversorgungszentren und größten Kraftwerke sich in den betroffenen Regionen befanden.

Ein Abstecher dorthin ermöglichte es mir, zumindest einige der Anlagen vorübergehend ans Laufen zu bringen. Ich versprach den Verantwortlichen, die Überbrückungen und erdachten Reparaturen so lange wie möglich bestehen zu lassen, konnte aber für nichts garantieren.

Wie versprochen brachte ich die Helis und Privatmaschinen einiger Mediziner wieder ans Laufen und ein paar weitere Teilnehmer nach Hause. Allen voran eine junge Mutter aus Toronto, die sich große Sorgen um ihre Familie machte, da sie keinen Kontakt zu ihr bekam. Einen älteren Arzt aus Ottawa nahm ich auf der gleichen Tour mit sowie zwei US-amerikanische Fachleute aus New York und Los Angeles.

Mit den beiden letztgenannten Personen unterhielt ich mich während des längeren Überschallfluges etwas ausführlicher, nachdem das bedrückte anfängliche Schweigen aufgrund der jüngsten Ereignisse überwunden war. Neben fachlichen Details zu den gezeigten Demonstrationen waren die beiden Mediziner – verständlicherweise – sehr an meiner körperlichen Konstitution interessiert. Geschickt leitete der New Yorker

dieses Interesse mit der harmlos scheinenden Frage ein: „Was denken Sie, wie valide Ihre Forschung für die weltweite Medizin sein wird?“

„Sehr valide“, gab ich ungerührt zurück. „Sie sind beide vom Fach. Erschien Ihnen auch nur einer der Eingriffe unglaublich oder nicht machbar?“

„Nein, nein!“, beeilte sich der Mann aus Los Angeles zu erwidern. „Es ... war großartig. Sie haben uns quasi die Augen ganz neu geöffnet für die moderne bionische Medizin. Ich werde die Neuerungen liebend gern einsetzen, sobald Ihre Entwicklungen von offizieller Stelle geprüft wurden und auf dem Markt erhältlich sind.“

„Die künstlichen Organe sind bereits ausreichend geprüft, in begrenzter Stückzahl verfügbar und werden ab sofort vom Institut auf Anfrage je nach Dringlichkeit vergeben. Das hätte Dr. Bernard Ihnen als I-Tüpfelchen eigentlich verraten sollen. Sie wird es sicherlich bald nachholen. Von der Aufzeichnungen machen wir auf jeden Fall Kopien im Netz verfügbar“, versprach ich. „Selbst wenn wir die Generalprobe verwenden oder – im schlimmsten Fall – noch mal neu drehen.“

„Was? Diese Geräte werden bereits praktisch eingesetzt?“

Der New Yorker Arzt blickte mich ungläubig an. Auch mein zweiter Passagier quittierte die Botschaft mit einem Pfeifen.

„Sie haben doch gesagt, Sie testen die Organe erst seit so kurzer Zeit! Haben außer Ihnen bereits weitere Patienten eins davon erhalten und können die Wirksamkeit bestätigen?“

„Bisher wurden lediglich die Niere und die Lunge je einmal eingesetzt. Den beiden Patienten geht es gut. Sie leben seit Wochen völlig normal. Denken Sie etwa, dass wir dieses Risiko eingegangen wären, ohne die Geräte vorher sorgfältig zu testen?“

Gerade, weil es in Ihrem Fall so einfach aussah, bin ich misstrauisch“, beharrte der New Yorker Arzt störrisch und sah mich merkwürdig an. „Sie ... sind kein richtiger Mensch, oder?“

Ich seufzte. Auf die Frage war ich vorbereitet, dennoch fiel es mir unerwartet schwer, die passende Antwort zu geben. Die ehrlichste wäre ein einfaches Nein gewesen. Doch sie wäre zugleich falsch, denn sie würde leugnen, dass ich in einer durchaus menschlichen Hülle steckte. Die Ergebnisse unserer Forschung waren valide, dafür hatte ich akribisch gesorgt. Dieser Körper ließ sich leicht von meinem Geist manipulieren, das war richtig. Doch seine Zellen sowie deren Funktionen waren völlig normal. Solange sie nicht anderweitig beeinflusst wurden, verhielten sie sich wie bei jedem anderen Menschen auch.

„Meine Fähigkeiten sind für die Aussagekraft unserer Forschung völlig unerheblich, da mein Körper zu hundert Prozent der eines Menschen ist. Die vielen Wissenschaftler, die sich damit bereits beschäftigt haben, können Ihnen das bestätigen.“

„Aber Sie beeinflussen diesen Körper doch erheblich mit Ihrem beachtlichen Willen“, beharrte der Mann hartnäckig. „Wie können Sie da behaupten, dass die Eingriffe bei jedem beliebigen Menschen genauso gut und gefahrlos funktionieren? Ihr Herz würde sicherlich ebenso ruhig weiterschlagen, wenn Sie lebensgefährlich verletzt wären – so wie wir mit eigenen Augen gesehen haben, dass es das getan hat, während man Ihnen im wachen Zustand den Brustkorb geöffnet hat. Und das nicht zu knapp!“

„Aber gerade deshalb kann ich Ihnen versichern, dass die Eingriffe, auf die es heute ankam, nicht nur absolut realistisch sind, sondern sogar das Risiko minimieren“, erwiderte ich völlig ruhig. „Mein Herz schlägt in einer solchen Situation keineswegs automatisch weiter. Wie Sie soeben richtig festgestellt haben, bewirkt dies ausschließlich meine Vorstellung, die ich exakt kontrollieren, also mich selbst auch daran hindern kann, in die Prozesse einzugreifen, die normalerweise im Körper ablaufen. Was meinen Sie, was ich in diesem Fall wohl getan habe?“

„Sie haben den Zustand eines narkotisierten Menschen simuliert und nicht weiter in die natürlichen Abläufe eingegriffen“, murmelte mein Passagier aus der Stadt der Engel. Er wirkte, als würde ihn die Ungeheuerlichkeit dieser Aussage gerade überwältigen. Er atmete tief durch, dann fügte er hinzu: „Also, da Sie meines Wissens quasi in der Nachbarschaft wohnen ... möchten Sie nicht ab und zu mal bei uns vorbeischaun? Unsere Forschungseinrichtung ist auch perfekt gegen EMP-Angriffe geschützt.“

Für kurze Zeit hatte mich dieses Gespräch von dem Problem abgelenkt, das momentan eigentlich viel vordringlicher und akuter schien: der Grund für die Anschläge in Kanada.

Von den einflussreicheren Ländern der Erde war dieses stets eins der friedlichsten gewesen, hatte sich kaum in die immer heftiger werdenden internationalen Streitigkeiten eingemischt, sich sorgsam aus Schwierigkeiten herausgehalten. Die ganze Aktion schien so unsinnig. Dennoch war sie unter Garantie sorgfältig geplant und von langer Hand vorbereitet worden. Ich tippte auf eine Organisation, die damit auf irgendein spezielles Problem aufmerksam machen wollte, eine radikale Gruppierung mit Zugriff auf moderne Militärtechnik. Obwohl es beruhigend schien, dass die USA anscheinend gegen einen derartigen Angriff halbwegs gefeit waren, gab es weiterhin genügend Länder, die sich einen umfassenden Schutz nicht leisten konnten oder wollten – oder solche, die die Gefahr bisher ignoriert hatten. Der spanische Jumbo-Jet stellte das erschreckende Beispiel dafür dar, dass nicht mal alle öffentlichen Verkehrsmaschinen flächendeckend mit Anti-EMP ausgestattet waren. Dies würde sich nun rasch ändern, aber es schien reines Glück, dass der Preis für solche Sparsamkeit nicht wesentlich höher ausgefallen war.

Schon auf dem kurzen Stück von LA bis zu unserem Städtchen hatte ich die Nachrichten eingeschaltet, die immer neue Bilder

aus den betroffenen Gebieten brachten. Inzwischen war flächendeckend Hilfe eingetroffen und die meisten Brände waren unter Kontrolle. Die Stromversorgung funktionierte zwar noch nicht überall, doch erstaunlich viele Haushalte und Betriebe hatten ausreichend Energie zur Verfügung. Das öffentliche Verkehrsnetz würde noch einige Zeit brauchen, bis es wieder reibungslos funktionierte, aber um alles konnte ich mich nun mal nicht kümmern.

Wenigstens die großen Banken sowie viele international arbeitende Betriebe schienen umsichtig genug gewesen zu sein, um Anti-EMP einzusetzen. Deshalb war der Run auf das ansonsten eher verpönte Bargeld groß, um in der nächsten Zeit einkaufen zu können. Zumindest gab es diese Möglichkeit in den kanadischen Geschäften größtenteils noch! In den meisten Staaten der USA sowie auch in meiner alten Heimat, in Deutschland, wäre es nicht mehr so einfach gewesen, mit Papiergeld irgendwo etwas zu erstehen. Die Sorge, dass durch den Angriff alle Konten gelöscht worden waren, blieb zumindest unbegründet.

Es war ein großes Glück, da ein Zusammenbruch der kanadischen Wirtschaft weitreichende Folgen gehabt hätte.